Aus Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1906.

Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd", Jahrgang 1906.

I. Allgemeines.

Zum Jahresanfang. Gedicht. Seite 1.
Plauderei eines Kameruner Schulmeisters. 7.
Chinas Götter, wie sie sich nicht helfen können. 12.
Geschenk des deutschen Kronprinzen für die Missionsschule in Ho in Deutsch-Togo. 24.
Übergabe des Kronprinzen-Bildes. 33. — Gedicht. 48.
Rätsel. 8. 16. 28. 40. 48. Rätsel-Auflösungen. 48.

II. Missions-Erzählungen und -Schilderungen.

1. Amerika.

Labrador: Besuch der Wunderhöhle. 1. Lustige Schlittenfahrt. 2. Die Höhle. 1.
Aberglauben der Eskimo. 32.

Alaska: Ein Festtag in Alaska. 36.

Moskito: Ein Festtag für die Kinder in Dakura. 5.
Drei Indianer im Konfirmanden-Unterricht; Eine untreue Konfirmandin; Die Konfirmationsfeier; Arbeit für den Herrn. 13—15.
Ein Umzug in Moskito. 1. Die gefahrvolle Meerfahrt. 15. 2. Ankunft in Sharon. 23.
Wie man in Moskito Erntefest feiert (in Rama). 41.
Fabeln der Moskito-Indianer. 1. Geschichte von den Rehen. 40. 2. Dämonengeschichte. 44.

Suriname: Reiseerlebnisse aus Coronie. 1. Die Fahrt. 2. Missionsplantagen. 3. Fischen. 4. Fest. Tierleben. Rückreise. 9—12.
Bananen-Diebstahl. 27.
Aberglauben der Neger. 28.
Kindereifer für die Mission. 35.

2. Afrika.

Südafrika: Wie man im Kaffernland Erntedankfest feiert. 21.
Wie Königs Geburtstag gefeiert wird. 22.
Eine afrikanische Sommerfrische. 1. Hinreise. 2. Im Pondoland. 3. Unterkunft. 4. Am Strand. 5. Ungebetene Gäste. 29—32. Im Seebad. 35.

Deutsch-Ostafrika: Ankunft der Reisegesellschaft in Urambo. 3.
Die erste Europäer-Hochzeit in Urambo. 6.
Rätsel der Wanyamwesi. 4. 8.
Auf abschüssiger Bahn. Geschichte von Sikili in Mbozi. 37—40. 43.
Eine Löwenjagd. 1. Die gefährliche Lage. 2. Die Verfolgung. 3. Der Sieg. 25.

3. Australien.

Weihnachtsfeier in Mapoon. 45.

4. Asien.

Jerusalem: Besuch im Aussätzigen-Asyl der Brüdergemeine. 1. Wie kam es zum Asyl? 2. Die Leiter des Hauses und die Pflegerinnen. 3. Die Kranken. 4. Die Kinder im Asyl. 17—20.
Weihnachten in Armenien. 46.

III. Abbildungen.

1. Schlittenfahrt in Labrador. 2.
2. Br. Seibt mit Schülern, Urambo, D. O. A. 3.
3. Spiele beim Sonntagsschulfest, Dakura, Moskito. 6.
4. Sonntagsschulfeier, Dakura, Moskito. 7.
5. Kokosnuß-Palmen-Allee, Coronie, Suriname. 10.
6. Wohnungen von Kulis, Suriname. 11.
7. Christl. Indianer, Moskito. 14.
8. Eskimo-Patientin, Okak, Labrador. 15.
9. Kalkofen, Jamaika. 15.
10. Asyl-Hauseltern, Jerusalem, in syr. Tracht. 18.
11. Diakonissen im Asyl. 19.
12. Kinderstation im Asyl. 19.
13. Kirche in Baziya, Kaffernland. 22.
14. Bläserchor, Mapoon, Australien. 23.
15. Christen in Utengule, D. O. A. 26.
16. Bananen-Ernte. 27.
17. Kaffern-Missionare auf Pferden. 31.
18. Strand des ind. Ozeans bei Seaview. 34.
19. Am Strande in Alaska. 35.
20. Familie Kretschmer, D. Ostafrika. 38.
21. Kirche in Utengule, Außen- und Innenansicht. 39.
22. Erntefestputz. Suriname. 42.
23. Eingeborene in Deutsch-Ostafrika beim Ziegelstreichen. 43.
24. Lager der Eingeborenen in Australien. 46.
25. Ehre sei Gott in der Höhe. 47.
26. Tibetische Frauen. 47.

Druck von Gustav Winter in Herrnhut

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1. Januar 1906. 7. Jahrgang.

Zum Jahresanfang.

Aus dem jugendlichen Leserkreis.

Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Psalm 121.

Ich blicke nach den Bergen,
Ich blick' nach meinem Hort;
Er wird sich nicht verbergen,
Er labt mich durch sein Wort.

Er lässet mich mit Freuden
Auf Pfaden seiner Treu,
Auf grünen Auen weiden,
Wird täglich in mir neu.

In Freuden und in Leiden,
In Trauer und in Not
Wird er mich stets begleiten,
Mein treuer Herr und Gott.

Kann ich auch oft nicht fassen,
Was seine Wege sind,
Er wird mich nicht verlassen,
Denn ich bin ja sein Kind.

Und wenn auch seine Wege
Uns unbegreiflich sind,
Zum Ziel führt's allerwege,
Wenn wir nur glauben blind.

Drum will ich mich ganz legen
In seine Huld hinein;
Dann wird mit seinem Segen
Er mir zur Seite sein.

El. H.

Besuch der Wunderhöhle in Labrador.

1. Die lustige Schlittenfahrt.

Heut, meine lieben Freunde von Nord und Süd, lade ich euch wieder einmal zu einer nordischen Schlittenfahrt ein. Auf etwas Großartiges müßt ihr euch gefaßt machen! Ist's auch keines der sieben Weltwunder, auf das wir lossteuern, ein herrliches Gotteswunder ist es doch! Und wenn man in Deutschland von Spuck und Raubschlössern erzählt, so war es gleichsam eine Geisterburg in Labrador, vor der die Eskimos heiligen Respekt hatten und die bis dahin noch nicht erstürmt worden war, die wir als Ziel unserer Schlittenfahrt auserkoren hatten.

Versetzen wir uns also wieder einmal im Geist ins kalte Eis- und Schneeland Labrador. Fort mit all den indischen tropischen Palmenlandschaften, wo die Leute vor Hitze den Durst nicht stillen können und niemals einen urwüchsigen Eiszapfen, vielweniger einen Polarreisenden in Gestalt eines mächtigen herrlichen Eisbergs zu sehen bekommen. Ja, hier redet die Natur noch ihre erste Muttersprache, und so eindrücklich, so gewaltig, daß selbst unerschrockene und verwegene Eisbären der Stimme lauschen, den Kopf wenden und fragen möchten, was das alles bedeutet!

Es ist ein herrlicher Maitag, wenn auch nicht ganz nach europäischem Begriff; die Sonne geht heiter auf, und die gefrorenen Eis- und Schneelandschaften glitzern wie unzählige Diamanten in ihrer Pracht.

Die Temperatur zeigt nur einige Grad unter dem Gefrierpunkt, und daher wollen wir einmal die von den Eskimos so geheimnisvoll beschriebene große Höhle, in welche nie ein Mensch bis ans Ende vorgedrungen sein soll und von welcher viel abenteuerliches erzählt wird, aufsuchen und es wagen zu untersuchen, ob etwa so ein Berggeist wie Rübezahl sein Wesen dort treibt und vom Fang der Seehunde sich nährt.

Eine mächtige Felseninsel Kairtoksoak liegt, umtost vom atlantischen Ozean, vier Stunden Wegs zu Schlitten östlich von Hebron. Dort befindet sich neben zwei kleineren diese große Höhle, deren Besuch und Untersuchung es heute gilt.

Zwei Schlitten, jeder seine 16 Fuß lang, und als übliches Sitzpolster Bärenfälle darauf gebunden, und jeder Schlitten mit zehn Hunden bespannt, stehen nebst den beiden Eskimos, dem Henoch, einem langen strammen Gesellen, und dem Führer, ergreift die Peitsche; und nun gilt es, sich fest zu halten, bis man den ersten Abhang hinunter gesaust ist, um nicht abgesetzt zu werden, ehe der Schlitten auf dem Seeeis unbehindert fahren kann. Fröhliche Stimmung herrscht bei jung und alt; auch die Hunde merken es scheint's, daß wir auf einer Vergnügungsfahrt begriffen sind, denn Henoch braucht die Peitsche wenig. Bald ist die erste Landzunge erreicht, über die der Weg geht, um dann auf langer ebener Eisfläche dem Ziele zuzuführen. Ohne Hindernisse sollte es aber nicht abgehen; denn kaum lag die erste Insel hinter uns, so fanden wir Wasser auf dem Eis. Durch die gewaltigen Schneemassen hatte sich das Eis gesenkt, so daß das Seewasser nach oben trat, und daher ging die Fahrt streckenweis durch das nasse Element. Zum Glück blieben unsre Sitzplätze trocken. Eine Schlittenfahrt im Wasser sieht eigenartig aus; die Hunde haben es dabei bequem, insofern sie mit den Schnauzen öfters eintauchen können, um den Durst zu stillen. — Um 11 Uhr war das Ziel erreicht, und nun begaben wir uns sofort ans Aufsuchen der großartigen Höhle.

Schlittenfahrt in Labrador.

2. Die wunderbare Höhle.

Henoch begleitete uns bis zum Eingang der Höhle, und wir untersuchten zunächst, ob nicht etwa ein Eisbär dort sich zur Ruhe begeben hätte, wie dies vor Jahren einmal der Fall war. Da fanden zwei Eskimo einen schlafenden Eisbären in der Höhle vor. Diese Männer hatten keine andere Waffe bei sich als ein Beil; da sie sich diese gute Beute aber nicht entgehen lassen wollten, ging einer von ihnen nach Hebron zurück, um ein Gewehr zu holen, während der andere mit dem Beil am Eingang Posten stand, um den Kampf mit dem Bären aufzunehmen, falls er sich entfernen wollte. Der Bärenschlaf war aber gesund; und als der Eskimo mit den Flinten ankam, mußten sie den Bären erst wecken, um seiner habhaft zu werden. Der Gewaltige verspürte aber keine Lust aus der Höhle hervorzukommen. Erst als die Männer mit Steinen auf ihn warfen, kam er bös gelaunt zum Vorschein, worauf die Eskimos ihn nun aufs Korn nahmen und erlegen konnten; da streckte der Bär zum letzten Male seine Glieder.

Ein solches Abenteuer blieb uns diesmal erspart. Während unsere beiden Führer Feuer machten und Kaffee kochten, begaben wir uns an die Untersuchung

ebenfalls langen, aber schmäleren Theobald, in Erwartung der Gäste, die sie heute die Ehre haben zu befördern.

Das Aufsitzen geht nicht so Hals über Kopf wie bei den Schnellzügen. Ehe die Pelze und Decken, der nötige Proviant und anderes, heut auch die Laterne und eine lange Schnur, um die Höhle zu messen, aufgepackt ist, kann es an den Aufbruch nicht gehen.

Endlich ist alles bereit, Henoch, der ältere der

der Höhle. Der Eingang ist nach unsrer Schätzung 70 Fuß hoch, und wie das Messen ergab, 25 Fuß breit. Der Raum gleicht einem gewaltigen Felsendom. Die glatten steilen Felswände von Granit und die von einer dunklen breiten Steinader gebildete, wie gewölbt erscheinende Decke gewähren einen großartigen Anblick. Über 200 Fuß tief erstreckt sich dieser Felsendom in gleicher Breite in den Felsberg hinein. Von da an bilden sich zwei Höhlen, die allmählich niedriger und enger werden. Weiter bis ans Ende drang das Tageslicht nicht hinein, da aber kam uns die Laterne gut zu statten. Die Messung ergab 297 Fuß. Ein Flintenschuß, den wir in der Höhle abfeuerten, gab einen gewaltigen Schall, und wir konnten die Leute beruhigen, daß weder Geister noch sonstige Dämonen

Br. Seibt mit Schülern in Urambo, Deutsch-Ostafrika.

in der Höhle hausen, daß sie aber für Bären und Füchse einen herrlichen Winterpalast abgibt. Sämtliche Bewohner Labradors hätten in dieser Höhle Platz; doch wir gönnen ihnen lieber die Freiheit.

Nachdem uns der Kaffee herrlich gemundet hatte, traten wir mit hoher Befriedigung den Rückweg an, und wir hofften, daß nun der Zauber, der die Höhle umgab, gebrochen sein würde und auch die Eskimos sich furchtlos ins Innere wagen und somit wieder ein Stück Aberglauben ablegen würden. Und so geschah es. Seit diesem unserm Besuch war der Respekt vor der Höhle und all die abergläubischen Vorstellungen, die sich bisher mit der Höhle verbanden, verschwunden. Als die Eskimos hörten, daß wir bis ans Ende der Höhle vorgedrungen und heiler Haut herausgekommen waren, wurden auch sie beherzter. Ja, unser Besuch bildete für längere Zeit das Ortsgespräch.

Erfrischt an Seel und Leib kehrten wir zurück. Wenn bei einem Leser das Lebensschifflein einmal nach Norden steuern und er den Eskimos als Missionar dienen sollte, so versäume er nicht, dieser Höhle einen Besuch abzustatten; es lohnt sich! A. W.

Ankunft der letzten Reisegesellschaft in Urambo, Deutsch-Ostafrika.

Von Br. Aug. Seibt.

Br. Hennig, einer der Direktoren der Mission der Brüdergemeine, reiste zu Ostern 1905 nach Ostafrika, um die Stationen und Missionare, die dort arbeiten, zu besuchen. Mit ihm zog ein neuer Missionar, Br. Pagels, und die Bräute der Brüder Hartmann und Seibt. Der letztere, der schon seit längerer Zeit in Ostafrika tätig ist, schildert im folgenden die Ankunft der Reisenden auf seiner Station Urambo.

1. Die Vorbereitungen zum Empfang.

Als bekannt wurde, daß Br. Hennig bald kommen würde, erzählten wir es natürlich den Leuten und zwar etwa so: Vazungu vingi valiza d. h. Viele Europäer kommen. Bwana Hennig, Bwana muhanya, na Bwana Pagels na Bibi wa Bwana Seibeti (oder auch Saviti) na Bibi wa Bwana Hartmann ku Kitunda, d. h. Herr Hennig, der große Herr, und Herr Pagels und die Frau des Herrn Seibt und die Frau des Herrn Hartmann in Kitunda. Die Leute sagten: kisoga d. h. es ist schön. Dann fragten sie: Mwanangwa wa Ulaya d. h. Ist der große Herr der Kronprinz von Europa? Das nun freilich mußten wir verneinen. Als dann Br. Stolz nach Muansa reiste, stellten sich viele Träger ein, und sie freuten sich, daß sie meine Braut bringen dürften und dann vwinga d. h. Hochzeit sein würde. Mitte Mai wurde es sehr lebendig auf der Station. Eine Anzahl Männer und Frauen wurden gerufen, um die Wege und Plätze zu reinigen. Das gab viel Arbeit. Und dann wurde auf der Station ausgeräumt und gereinigt und wieder eingeräumt, kurz alles wurde

sauber und schön gemacht. Da war ich immer, wenn der Mittag kam und die Arbeit zu Ende war, sehr müde. Anfang Juni waren wir fertig. Am 7. oder 8. Juni kamen dann Boten mit der Nachricht, daß die Reisenden am Pfingstsonnabend ankommen würden. War das eine Freude! Besonders für mich, denn ich durfte meiner lieben Braut bis zum letzten Lagerplatz Kakome entgegenreisen.

2. Die Begegnung mit den Reisenden.

Ich reiste mit Br. Stern, der schon Ende Mai von Kitunda nach Urambo gekommen war. Am 9. Juni ging es ab. Es war prächtig. Nach etwa dreiviertel Stunden kamen wir zur kleinen Kwikulu d. h. Residenz unsers Sultans Kazwika, Kwihanga mit Namen. Von da führte uns ein ganz schmaler Pfad weiter, zu dessen beiden Seiten hohes Gras stand. Ich ritt auf Br. Sterns Esel. So schmal war der Weg, daß ich mit meinen Füßen immer das nasse Gras streifte. Dann kam ein schöner, breiter und sauberer Weg. Nach einer Stunde begrüßten uns in Kwihozyo, einem großen Kwikulu, des Königs Weiber und Sklavinnen mit eintönigem Gesange. Dann mußten wir durch den Gombefluß, der aber nicht viel Wasser hatte. Landschaftlich war die Gegend großartig. Endlich erreichten wir nach 1½ Stunden Wegs Kakome. Noch waren wir im Wald, und der Weg machte viele Windungen, da erhob sich Geschrei, und bald kam um die Ecke meine liebe Braut angesprengt auf ihrem Esel, und nun begrüßten wir uns. Es war wunderschön, nach 1¼ Jahr sich wiederzusehen. Im Lager fand wieder fröhliche Begrüßung statt mit Br. Hennig und den andern lieben Reisenden.

Am Pfingstsonnabend, früh nach 6 Uhr, brachen wir auf nach Urambo. Es war wunderschön frisch, und so wanderte sich's ausgezeichnet. Des schmalen Pfades und nassen Grases wegen mußten wir in Gänsereihe marschieren. Nach einiger Zeit bestiegen wir unsre Esel. Wieder gings durch Dörfer, Wald, durch den Fluß und endlich nach Kwihozyo. Bei einem Dorfe weidete eine große Viehherde, die machte Miene, uns mit ihren Hörnern anzugreifen. Doch kamen wir glücklich vorbei. Vor der Residenz begrüßten uns die Weiber des Königs wieder mit Gesang und mit Verbeugungen. Eine machte die Vorsängerin, den Kehrreim aber sangen alle. Dazwischen hinein trillerte die eine oder andere in höchsten Tönen. Das klingt so ähnlich wie in Deutschland die Pfeife des Zugführers, nur nicht ganz so hoch. Hervorgebracht wird das Trillern dadurch, daß sie einen hohen Ton singen und dabei ganz schnell die Zunge im Munde hin- und herbewegen. Es war ein toller Lärm, sollte aber eine Ehre für uns sein. In Kwihanga, dem kleinen Kwikulu, wieder feierliche Begrüßung durch Königsweiber, aber in schönerer Weise! Die Vorsängerin trug eine Trommel und schlug den Takt dazu. Der Kehrreim hatte eine schönere Melodie und die Bewegungen waren zierlicher. Es sollte wohl eine Art Tanz sein. Geradezu schön, ja elegant sah es aus, wie sie sich auf die Knie niederließen.

Dann fand noch feierliche Begrüßung durch meine Schuljungen statt. Sie waren mit ihren drei schwarzen Lehrern, ausgerüstet mit mehreren roten und weißen Fähnchen, hierher uns entgegengekommen. Nun schwenkten sie ihre Fähnchen. Auf Kommando des einen Lehrers grüßten sie uns: „Guten Tag, willkommen!“ Dann gab uns jeder die Hand und sagte: „Guten Tag“. Ersteres hatte ich mit ihnen eingeübt, letzteres machten sie freiwillig. Dann sangen sie mit frischen Kehlen und leuchtenden Augen: Kukwava nene natogwa d. h. Zu reisen liebe ich so sehr, nach unserm deutschen: Das Wandern ist des Müllers Lust, ferner: nalina munwane, das deutsche: Ich hatt' einen Kameraden, ferner: Jesu geh voran, hernach: Kommt laßt uns singen (aus dem Surinamer Gesangbuch) und andere Lieder. Es war wirklich schön!

3. Einzug in Urambo.

Nun ging es der Heimat zu. Voran die Schuljugend, singend oder tanzend, dann wir Europäer und die Träger, eine lange Reihe. Nachdem wir einen Hügel umgangen hatten, lag vor uns der Stationshügel. Richtig, da flatterte auch schon die schwarz-weiß-rote Fahne lustig im Winde! Plötzlich ein Stocken und viel Geschrei! Was ist der Grund? Schw. Stolz ist uns entgegengekommen und mit ihr eine große Schar Männer und Frauen, die uns herzlich begrüßen. Endlich kommen wir auf Missionsgebiet, zu den Dörfern, den Stationshügel hinan und halten unter Glockengeläut unsern Einzug. Lange noch blieben die Leute vor dem Hause stehen, um sich die Vazungu, besonders aber die Vabibi (Europäerinnen) zu betrachten. — Von der Hochzeit das nächste Mal.

Rätsel der Wanyamwesi.

Von Br. E. Dahl.

Um was drängen sich die Menschen? — Um das Lagerfeuer. — Was weicht jedem Stockschlag aus? — Das Wasser. — Was geht heulend weg, um ganz still wiederzukommen? — Der Wassertopf. (Mit leeren Töpfen holen die Leute bei der Wasserquelle Wasser. Über den Rand der leeren Gefäße streicht der Wind heulend, was nicht geschieht, wenn sie gefüllt sind.) Was nimmt ein Ende und führt zum Ziel? — Der Weg. —

Wer wirbt neue Leser? Probenummern stehen zu Diensten.

Mk. 43.31 Ertrag einer Weihnachtsaufführung der Schulkinder in Ebersdorf durch Schw. H. Erxleben.

Dankend erhalten **die Missionsverwaltung.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1906. 7. Jahrgang.

Ein Festtag für die Kinder in Dakura

(auf der Moskitoküste).

Im Laufe des vorigen Jahres wurden wir von einem freundlichen Geber durch ein Geschenk von 7 Mark für unsre Sonntagsschule erfreut. Das war eine Hilfe zur rechten Zeit, da unsre Kinder gerade viel Not und Hunger zu leiden hatten, denn die Früchte in den Kostgründen (wir würden sagen: auf den Feldern) ihrer Eltern waren durch Sturm und Regen verdorben worden. So lag für uns die Antwort auf die Frage, was mit dem Gelde zu tun sei, sehr nahe. Wir sagten uns: „Es ist das Beste, wenn wir ein Liebesmahl für die Kinder halten, damit sie sich wieder einmal satt essen können." Ihr hättet die Gesichter der Kinder sehen sollen, als wir ihnen dies mitteilten! Der Gedanke, daß sie etwas zu essen bekommen sollten, der erschien ihnen gar willkommen, wie süße Musik klang das an ihre Ohren. Sie hatten ja oft den ganzen Tag über nichts anders zu verspeisen gehabt, als Beeren, die sie sich meist sehr weit her aus dem Busch oder aus der Savannah holen mußten. Es kam wohl auch oft vor, daß sie mit hungrigem Magen ins Bett gehen mußten. Bei einem früheren Kinderfesttag hatten wir den Kindern Kaffee und Brot gegeben, diesmal sollte es Reisbrei geben, und das erhöhte nur noch die Freude. Wir bestimmten einen Tag für das Fest, an dem wollten wir uns nach Schluß der Schule versammeln. Nach Schluß der Schule? Ihr werdet denken: am Kinderfesttag gibt es doch keine Schule! Früher war dies auch so, aber die Schule ist jetzt in der Hand eines von der Regierung angestellten Schullehrers, und darum mußten die Kinder erst die Schule besuchen. Doch der Lehrer entließ sie freundlichst etwas früher als sonst. Und sobald wir sahen, daß die Schule geschlossen war, zogen wir die Glocke und riefen die Kinder und die heranwachsende Jugend, die auch gern teilnehmen wollte, in die Kirche. Im Nu eilten sie auch alle in Scharen herbei, alle nett und sauber gekleidet. Die Jungen brachten, wie ihnen geheißen war, Pfeil und Bogen mit. Ebenso hatten sich alle, wie ausgemacht war, mit ihrem Eßgeschirr versehen.

Diese Näpfe oder Schüsseln liefert bekanntlich hierzulande der Kalabaschbaum. Der ist nicht sehr belaubt, hat nur kleine Blätter, aber dafür trägt er große manchmal runde, manchmal längliche Früchte, welche kürbisartig aussehen und eine grüne Farbe haben. Ihr Fleisch aber ist ungenießbar und wird daher ausgeschabt; dann wird die Frucht von außen abgekratzt und die ausgehöhlte Schale gekocht, um sie hart zu machen, und dann ist die Schüssel fertig. Diese dient nun in den verschiedenen Lebenslagen entweder als Kopfbedeckung oder als Eß- und Waschschüssel. Das konnte ich neulich einmal auf einer Außenstation gut beobachten. Ich sah einen Jungen, der einen Kalabasch auf den Kopf gestülpt trug, in die Küche verschwinden; nach einiger Zeit brachte mir

der Hauswirt in demselben Kalabasch etwas zu essen! Der Hunger ließ mich beide Augen zudrücken und lehrte mich tapfer hinunterschlucken. Sodann bat ich um Wasser zum Händewaschen und siehe, da erschien mein Freund Kalabasch wieder, jetzt als Waschschüssel. So geht es eben bei den Leutchen recht einfach und natürlich zu. Doch das nur nebenbei.

Nachdem sich die Kinder alle versammelt hatten, zogen wir in die Kirche, um unsern Heiland, den großen Kinderfreund, zu loben und zu preisen. Unsre alte Kuka(=Großmutter) Monica, die wir als Wächterin zum Reisbrei gesetzt hatten, trieb uns aber zur Eile an, nicht etwa dadurch, daß sie uns das ins Ohr flüsterte, sondern während der Ansprache sah ich vom Liturgustisch aus, daß sie mit der großen Holzkelle, die wir zum Umrühren gebraucht hatten, tüchtig aus dem Reistopf zulangte! Und da ein Moskitomagen eine ziemliche Menge von Speisen in sich aufnehmen kann, mußten wir sie bald im Essen abzulösen suchen, damit die Kinder ihr gutes Teil bekamen.

Nach der Versammlung wurden die Bänke in den Garten unter die schattenspendenden Mangobäume getragen, wobei die Helfer und Helferinnen mit Hand anlegten. Mit vergnügten Gesichtern nahmen die etwa 70 Kinder auf den Bänken Platz. Das zeigen nun unsere Bilder, wie wir da draußen im Freien vergnügt waren. Der Reis, mit Kokosnußmilch gekocht und mit Zuckerrohrsaft versüßt, mundete allen vortrefflich. Zum Glück reichte der größte dreibeinige Kochtopf des Dorfes mit seinem Reis-Inhalt hin, um

Spiele beim Sonntagsschulfest in Dakura (Moskitoküste).

die hungrigen Magen zu befriedigen. Nach dem Essen vergnügten wir uns an lustigen Spielen; was war das für ein fröhliches Durcheinander! Erst versuchten wir Topfschlagen, dann Sackhüpfen, Seilspringen, Tauziehen, Blindekuh und Wettlaufen. Dadurch wurden die sonst so trägen und scheuen Moskitokinder auch einmal ganz lebendig, so daß wir uns durch ihr fröhliches Treiben und Laufen fast in die Mitte einer deutschen Kinderschar versetzt fühlten. Die Wettspiele wurden mit besonderem Eifer getrieben, da wir für die Sieger einen kleinen Preis zurecht gelegt hatten! Zum Schluß wurde eine große Waschleine aufgespannt, an welcher allerhand nützliche Kleinigkeiten baumelten wie: Angelhaken, Fischleine, Federhalter, bunte Bildchen, Fingerhüte, kleine Wollzöpfe und für die Kleinsten kleine Brötchen, die als Zielscheibe dienen sollten. Mit viel Mut und auch Geschick gingen zuerst die Jungen ans Werk. Jeder durfte dreimal mit seinem Pfeil und Bogen einen Gegenstand erschießen. Die Mädchen und Kleinsten versuchten es mit dreimaligem Ballwerfen. Das machte viel Spaß; und es herrschte bis zum Abend ein fröhliches Treiben. Für die vom Laufen und Lachen durstig gewordenen Kehlen gab es noch Zitronenwasser zu trinken. Die Sonne war am Sinken, als die Glocke die Kinder und ihre Eltern rief, um noch einmal gemeinschaftlich dem Herrn zu danken für diesen schönen und fröhlichen Tag. Dabei gedachten wir auch dankbar des Gebers, der durch seine freundliche Gabe die Anregung zu dieser Aufmunterung für uns und unsre Sonntagsschulkinder gegeben hatte.

Im Namen unsrer Sountagsschule grüßen wir und bitten unser fürbittend zu gedenken.

Eure Geschwister G. und Fr. Großmann.

Die erste Europäer-Hochzeit in Urambo (Deutsch-Ostafrika).

Von Br. A. Seibt.

Auf meine vwinga, d. h. Hochzeit, hatten sich die Eingebornen schon lange gefreut. Wenn sie Hochzeit machen, da wird getrommelt, gesungen und getanzt. So dachten sie sich unsre Hochzeit wahrscheinlich auch; denn mehrere kamen fragen, ob sie nicht die große Trommel schlagen dürften. Sicherlich haben sie auch daraufhin geübt. Wir wünschten um der Leute willen, daß die Hochzeit hier gehalten werden könnte, nicht, damit sie der Freude auf ihre Weise Ausdruck geben könnten, sondern damit sie einen Eindruck von einer christlichen Hochzeit bekämen. Aber es war lange Zeit noch ungewiß, ob das möglich sein würde, denn dazu mußte der Hauptmann von Tabora oder sein Stellvertreter hierher kommen, um als Standesbeamter zu dienen und die bürgerliche Trauung zu vollziehen; und dazu wieder mußte erst die Erlaubnis vom Gouverneur, der weitweg an der Küste wohnt, eingeholt werden. Schließlich kam

zu diesem Zweck ein Herr Leutnant Schön. Der reiste am 13. Juni in Tabora ab, kam am 15. hier an, und so konnte am 16. Juni endlich die Hochzeit stattfinden.

Am Hochzeitstage ist man gern frisch und munter, aber das konnte ich nicht so recht sein. Am Abend vorher bekam ich nämlich Fieber und mußte daher, statt gemütlich mit den andern zusammensitzen zu können, im Bett liegen und schwitzen. Doch fühlte ich mich am Morgen des Hochzeitstages wieder so wohl, daß um ½11 Uhr die bürgerliche Trauung stattfinden konnte. Leutnant Schön trug aus Anlaß der Handlung den Säbel und an der Brust verschiedene Orden. Mir war aber so unwohl, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte, und als die Handlung vorüber war, legte ich mich gleich wieder ins Bett, um zu schwitzen. Ich hatte wieder Fieber. Zur kirchlichen Trauung, nachmittags 4 Uhr, war ich wieder wohlauf. Jetzt trug Herr Leutnant Schön sogar Galauniform mit silbernen Schnüren. Viele Leute waren in der Kirche, dichtgedrängt saßen sie. Leider waren nicht so sehr viele von den Uramboleuten anwesend, was ich sehr bedauerte. Br. Hennig hielt die Trauung. Erst wurde gesungen, dann sprach Br. Hennig deutsch zu den Eingebornen, und Br. Stern dolmetschte. Er sagte ihnen, warum wir ins Gotteshaus gekommen wären. Dann sprach er über die Worte: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen, und zwar deutsch, und Br. Stern hielt noch eine kleine Ansprache in der Sprache der hiesigen Leute, dem Kinyamwezi. Es war eine sehr schöne Feier. Gern möchte ich wissen, was die feierliche Handlung für einen Eindruck auf die Leute gemacht hat. Nach der Trauung ging man etwas spazieren, und abends fand das Hochzeitsmahl statt, bei dem Reden gehalten wurden von Br. Hennig und Br. Stern. Br. Stern trug auch noch ein paar lustige Gedichte vor, die er gemacht hatte. Leider mußte ich mich bald zurückziehen, da ich mich wieder unwohl fühlte. Das Fieber brach aber erst am nächsten Tage so recht aus, und nun war ich 14 Tage schwerkrank. Deswegen unterblieb manches, was vorgesehen war, z. B. ein Kriegstanz der Banyamwezi, was wohl nur gut war. Sie hatten ja gesehen, wie wir Christen Hochzeit feiern, und daß es auch ohne Tanz und Trommelschlagen geht. So feiert man in Ostafrika unter recht schwierigen Verhältnissen Hochzeit. Ja, das bringt der Missionsdienst mit sich. Da gibt es viele Gelegenheiten, bei denen man nicht an seine Bequemlichkeit denken darf. Möchte nur die Trauungsfeierlichkeit etwas Eindruck auf das Herz der Leute hier in Urambo gemacht haben!

Sonntagsschulfeier in Dakura (Moskitoküste).

Plauderei eines Kamerunner Schulmeisters.

Jeden Morgen freue ich mich, wenn das Glöcklein um 7 Uhr das Zeichen zum Beginn der Schule gibt. Nähere ich mich dem Schulhaus, so gucken zu allen Löchern die schwarzen Köpfe heraus, und ein Knabe ruft's dem andern zu: „Jetzt kommt er, er kommt!" Wenn ich den Fuß über die Schwelle setze, so verstummt mit einem Male die meist sehr lebhafte Unterhaltung, und wie auf Kommando steht die ganze Schar in strammer Haltung auf den Beinen, was bei den unbeschuhten Füßen ganz geräuschlos vor sich geht. Kürzlich habe ich einem meiner größten Schüler — er ist so groß wie ich — gesagt, er solle sich rascher erheben. Das hat er so wörtlich genommen, daß er einige Male den ganzen Tisch samt Bank und etlichen darauf sitzenden kleinen Bürschlein mit in die Höhe hob, was ich dann auch wieder nicht als musterhaft empfehlen konnte. Zum Beginn der Schule spricht einer der Schüler abwechslungsweise das Vaterunser oder ein anderes kurzes Gebet, das sie auswendig gelernt haben. Dann beginnt der Unterricht.

Da gibt's manche kurzweilige Unterbrechungen. Alles will am Unterricht teilnehmen, große und kleine Menschen, kriechende und fliegende Tiere. Da schaut ein neugieriges Kinderköpfchen zum Fenster herein und macht von Zeit zu Zeit seine Bemerkungen, oder eine flinke Eidechse jagt zur Belustigung der Schüler nach Fliegen. Kürzlich flog sogar eine Schwalbe durchs Schulzimmer, streifte mit dem Flügel mein Gesicht und zwitscherte mir einen Gruß aus der Heimat zu. Das alles gibt natürlich den Schülern Anlaß zu allerhand scherzhaften Bemerkungen, die sie frisch von

der Leber weg einander in drei bis vier Sprachen zurufen.

Kaum ist die Ruhe wieder hergestellt und das Fragen und Antworten in frischem Gange, so drehen sich plötzlich eine Anzahl Köpfe dem Schulhofe zu, und die Gesichter klären sich auf. Ich merke es an den Antworten, daß die Gedanken geteilt sind. Endlich drehe auch ich den Kopf nach der angegebenen Richtung und sehe eine Frau vorübergehen, einen Korb auf dem Kopfe, gefüllt mit Miondo, der Lieblingsspeise der Küstenbewohner, einer wurstförmig zubereiteten Knollenfrucht. Für Europäer schmecken die Miondo wie Buchbinderkleister, in Kamerun gelten sie als der größte Leckerbissen. So war denn die Unaufmerksamkeit für den Unterricht bei meiner Bubenschar sehr begreiflich. Auf meine Frage, was es denn gebe, bekomme ich sofort die vielstimmige Antwort: „Siehst du denn die Frau mit dem Korbe nicht? Kauf uns doch die Miondo!“ — „Was fällt euch ein? Jetzt ist Schulzeit. Nachher vielleicht —“ „Nein, kaufe sie jetzt, sonst müssen wir immer an die Frau denken und ihren Korb!“ — „Das gäbe eine schöne Aufmerksamkeit.“ — „Du kannst den Korb ja hinter den Katheder stellen, dann sehen wir ihn nicht!“ — „Warum nicht gar, dann wären eure Gedanken immer hinter dem Katheder.“ — „Gewiß nicht, kauf sie nur, dann können wir ruhig sein!“ — So geht die Unterhaltung in raschem Wechselgespräch weiter, bis die Frau mit den Herrlichkeiten auf dem Kopfe außer Sicht ist und der Unterricht wieder in seine Bahnen kommt. — Derlei Zwischenfälle gibt es viele, und es wäre verfehlt, wollte man mit gesetzlicher Strenge solche Aeußerungen des Fühlens und Denkens der freiheitgewohnten afrikanischen Jungen niederhalten. Ist man ihnen eine Weile entgegengekommen, so geht nachher der Unterricht mit desto fröhlicheren Gesichtern wieder weiter.

Am meisten Freude bereitet den Lehrern wie den Schülern der Gesang, der zur Negernatur gehört. Schon dem Neuling tritt die Sangeslust der Kameruner in den Kanugesängen entgegen, die eigentlich ein lebhaftes melodisches Geplauder sind im Takte der klappernden Mühle. Zu jeder Tages- und Nachtzeit treiben Kanu (Boote) an unserer Station vorbei, den Sanaga hinauf oder hinunter, man hört sie schon von ferne kommen an dem munteren Gesang der Insassen. Ist der Weiße gerade am Strande, so kann's geschehen, daß er Gegenstand des Gesanges wird. Unsere jungen Christen singen am liebsten rasche, leichte Melodieen, die ihrem Empfinden am ehesten entsprechen. Kürzlich haben wir mit unseren Mittelschülern das Lied dreistimmig eingeübt: „Werde Licht, du Volk der Heiden!“ Wie gerne wollte ich einmal unseren Missionsfreunden meinen schwarzen Chor vorführen! Es ist erhebend, wenn die schwarzen Jungen aus voller Kehle und frischer Brust dies schöne Missionslied in ihrer Sprache singen, daß die Wände unserer Kapelle widerhallen. Man sieht es ihren großen leuchtenden Augen an, daß sie mit ganzem Herzen dabei sind, wie wir einst bei den Singstunden im Missionshaus zu Basel, die mir immer eine Erquickung für Seele und Geist gewesen sind und zu den schönsten Stunden zählten, die ich im Missionshaus erleben durfte. — Der Lerneifer meiner Buben ist aber nicht nur im Singen groß, haben mich doch einige von ihnen schon nach sechsmonatlichem Unterricht im Deutschen aufgefordert, nur noch deutsch mit ihnen zu reden! Ich danke meinem Gott, der mich gleich zu Beginn meiner Missionsarbeit als Schulmeister auf diesen Posten an den Ufern des Sanaga gestellt hat. Mein Losungswort für meine Schularbeit soll das Wort Jesu sein: „Weide meine Lämmer!“

Hannov. M.-Bl.

Rätsel der Wanyamwesi in Deutsch-Ostafrika.

Von Br. E. Dahl.

Welche Hütte hat nur einen Dachbalken? — Der Pilz. — Was fesselt Dir die Augen willenlos? — Der Schlaf. — Was fährt hinein ins undurchdringliche Dickicht? — Das Rasiermesser. — Auf welchem großen Felde gibt es nur zwei Speisekürbisse? — Sonne und Mond am Himmel. — Was macht alles offenbar? — Die Sonne. — Was stürzt selbst den König? — Der schlüpfrige Weg. — Was schlägt alle und wird von allen gehört? — Blitz und Donner. — Du nimmst die Kinder und läßt die Mutter zurück. Was ist das? — Die Hülsenfrüchte (Reis, Nüsse, Mais). — Es ist ein kleines Tier, aber die Ohren übertreffen uns. Was ist das? — Der Hase. — Was hält die Augen imstand? — Haferkorn-Mehlbrei, das Nationalgericht der Wanyamwesi. — Wer ist der eine Mächtige auf der Welt? — Gott.

Rätsel.

| | | |

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1906. 7. Jahrgang.

Allerhand Reise-Erlebnisse aus Corónie in Suriname.

Von Br. Th. Wenzel, Paramaribo.

Unser Br. Th. Wenzel, der hin und her in Suriname die Kulis, d. h. die aus Ostindien eingeführten Arbeiter aufsucht, um sie auf den Heiland hinzuweisen, schildert im folgenden allerhand kleine Züge von einer solchen Reise, die ihn von der Hauptstadt Paramaribo nach der Landschaft Corónie im Westen der Kolonie führte.

1. Die Fahrt nach Corónie.

Freitag, den 13. Oktober, nachmittag um 4 Uhr verließ der Dampfer „Albina" den Hafen von Paramaribo. Unter den Passagieren, die mit ihm nach Corónie fuhren, befanden sich außer mir auch Geschwister Voland mit ihren Kindern Trudi und Friedel.

Nach zweistündiger, schöner Fahrt auf dem breiten Suriname-Fluß erreichten wir das Meer. Obgleich nun das Schiff mehr zu schwanken begann, liefen Trudi und Friedel noch munter auf dem Deck hin und her. Überhaupt hielten sie sich die ganze Reise über tapfer. Wir alle aber gingen, nachdem wir zu Abend gegessen und das Leuchtschiff passiert hatten, nachdem auch die Bewegungen des Schiffes immer stärker geworden waren, zur Ruhe.

Viel Schlaf konnte ich nicht finden. Immer wieder sah ich durch das Kabinenfenster die Sterne am Himmel auf- und abtanzen. Da — ungefähr um ½4 Uhr morgens, ertönte die Dampfpfeife, und das Schiff hielt. In der Ferne sahen wir Lichter. Es waren Boote, die herankamen und am Schiffe anlegten. Während sie von den Wellen hin- und hergeworfen wurden und bald an einander, bald an das Schiff prallten, galt es für die Passagiere rechtzeitig mit einem kühnen Sprung einzusteigen. Alles lief glücklich ab, und nun ruderten uns starke Arme der Küste zu. Vor dieser liegt eine große Schlammbank, die nur bei Hochflut passierbar ist. Da das Wasser schon fiel, befürchteten wir, daß wir im Schlamm festfahren würden und dann stundenlang auf die nächste Flut warten müßten. Doch glücklicherweise entgingen wir diesem Schicksal, sowie auch den blutdürstigen Moskiten, die in dichten Schwärmen über uns herfielen, und langten um 7 Uhr morgens in Totneß an.

Hier nahmen uns Geschwister Jung und Bruder Schütz in Empfang. Geschw. Voland blieben mit ihren Kindern bei Geschw. Jung in Totneß, während ich mit Br. Schütz im Wagen nach der nahe gelegenen Missionsstation Salem fuhr.

Es war eine herrliche Fahrt. Die ganze Zeit ging es zwischen Kokosnußpalmen hindurch, die auf beiden Seiten der Straße standen. Nur als Br. Schütz erzählte, daß kürzlich eine der schweren Nüsse, von denen an manchen Bäumen über fünfzig hingen, dem Pferde fast auf den Kopf gefallen sei, beschlich mich eine leise Besorgnis.

In Salem empfing uns Schwester Schütz mit

Frithjof, Erik und der kleinen Ruth. Auch Bruder Walter Feldmann traf ich dort, der für einige Wochen bei Geschw. Schütz logierte, um zwei in der Nähe liegende Plantagen zu beaufsichtigen, die im letzten Jahr von der Mission erworben worden sind.

2. Auf den Missionsplantagen.

Montag, den 16. Oktober, ließ Br. Schütz vormittags den Wagen anspannen, um mich nach Hope, der westlichsten noch bewohnten Plantage von Corónie zu bringen. Dort stiegen wir aus und wanderten noch ein Stück zu Fuß über die Savanne, eine weite Grasfläche, auf der Kühe weideten.

Als wir nach Hope zurückkehrten, waren dort einige Leute gerade mit dem Abnehmen von Kokosnüssen beschäftigt. Ein Negerjunge band sich einen Strick zwischen die Füße, kletterte mit Hilfe desselben den hohen Stamm hinauf und warf von oben die Früchte herab. Einer der Leute öffnete für mich eine der jungen Früchte, so daß ich die herrliche, frische Milch daraus schlürfen konnte.

Kokosnuß-Palmen-Allee in Corónie, Suriname.

Nun bestiegen wir wieder den Wagen und traten den Rückweg an. Auf demselben hielten wir in Leasowes (sprich: Lisaus), einer der beiden von der Mission erworbenen Plantagen. Hier gab es mancherlei Interessantes zu sehen. Über 1000 Kokosnußbäume liefern jährlich mehr als 100 000 Nüsse. Diese werden hauptsächlich zur Bereitung von Kokosnußöl verwendet. Sechs Frauen waren damit beschäftigt. Sie zerschlagen die Nüsse, zerreiben das weiße Fleisch derselben auf Reibeisen, gießen Wasser darauf und pressen den Saft heraus. Dieser wird dann in großen Kesseln solange gekocht, bis das Wasser verdunstet ist und nur noch das Öl übrig bleibt.

Auf Leasowes (sprich: Lisaus) wachsen auch zahlreiche Lemmetjes-Sträucher. Lemmetjes sind eine Art kleiner Zitronen. Aus diesen wird Zitronensäure gewonnen.

Weiter kamen wir zwischen zwei in Blüte stehenden Baumwollen-Feldern hindurch.

Durch Verwertung all dessen, was die Plantagen hervorbringen, sucht man hier nach neuen Einnahmequellen, um die großen Kosten des Missionswerkes zu bestreiten.

Ich erzählte schon, daß gegenwärtig Br. Feldmann die beiden Plantagen Leasowes und Sarah beaufsichtigt. Er hatte heut eine seltsame Beute gemacht. Es war ihm nämlich geglückt, 27 Kaimaneier auszunehmen. Der Kaiman ist eine Art Alligator, der hier vielfach im Sumpfe lebt. Erst kürzlich war von einem Neger ein solcher von 2 m Länge erlegt worden. Sobald Br. Feldmann mittags nach Salem kam, begann er die Eier, welche etwas größer wie ein Hühnerei, walzenförmig und etwas rauh waren, auszublasen. Einige enthielten schon junge, 10 cm lange Tierchen, die gleich zu schnappen begannen. Ihrem mordlustigen Leben wurde aber bald in Spiritus ein Ende gemacht.

Am Abend gab es viel Moskiten. Da wurde ein eiserner Topf mit glimmenden Kokosnußschalen ins Zimmer gestellt. Bald erfüllte ein starker, aber nicht beißender Rauch die Stube und verschaffte uns Ruhe vor den lästigen Plagegeistern.

3. Beim Fischen.

Schon lange hatten sich Frithjof und Erik auf Donnerstag, den 19. Oktober, gefreut, denn ihr Vater hatte ihnen versprochen, daß sie an diesem Tage mit fischen gehen dürften.

Um 8 Uhr morgens zogen wir aus, begleitet von dem Knechte John, der ein Wurfnetz trug, welches Frithjof zum Geburtstag erhalten hatte.

Bald langten wir bei einer weiten Fläche an, die von Gräben durchzogen war und zum Teil unter Wasser stand. Wir erblickten auf derselben eine ganze Anzahl langbeiniger und langhalsiger Ibisse, weiße, schwarze und rote, die schon am Fischen waren.

Der Knecht schleuderte das runde Netz ins Wasser, die Bleikugeln, die am Rande desselben befestigt waren, zogen es hinab, und als es wieder heraufgezogen wurde, zappelte darin ein Fischlein.

Das war ein guter Anfang! Ihm folgte ein guter Fortgang, und rasch füllte sich der mitgebrachte Eimer.

Im Auftrag von Br. Schütz waren einige Männer damit beschäftigt, einen breiten Graben mit einem Schleppnetz abzufischen. An dem bewegten Wasser konnte man sehen, daß sie eine ganze Schar Fische vor sich hertrieben. Eine Sorte Fische schoß mit erhobenem Körper fast auf den Schwanzspitzen über das Wasser hin. Doch es war kein Entrinnen möglich. Am anderen Ende des Grabens war nämlich ein zweites Netz aufgestellt. So wurden die Fische von zwei Seiten eingeschlossen und aufs Trockene gezogen. Wohl an hundert befanden sich in den Maschen, darunter einige besonders große und gute. Die kleinen und minderwertigen wurden wieder ins Wasser geworfen, auch eine glatte Art mit breitem Maul, langen

Wohnungen von Kulis in Suriname.

Barten und Flossen, die einen starken, spitzen Dorn haben, der gefährlich verwunden kann.

Während die Leute noch einen Graben abfischten, machten wir uns mit der reichen Beute, die der Knecht in das Wurfnetz eingewickelt auf dem Kopf trug, auf den Heimweg.

Zu Hause wurden die Fische auf einem Holzgestell über dem Feuer geröstet und ein Teil derselben mundete herrlich zum Abendbrot.

4. Festfeier. Tierleben. Rückreise.

Sonntag, den 22. Oktober, war Missionsfest in Salem. Wir saßen noch beim Frühstück, als der Ruf ertönte: „Eine Schlange, eine Schlange! Die Leute haben eine gefährliche sogenannte Boa Konstriktor erschlagen!“

Wir eilten auf den Hof. Dort umstanden die Leute das tote Tier, welches 3 m lang und mehr als armdick war. Auf dem Rücken war es dunkel gefärbt und an den Seiten und auf dem Bauche gelb und schwarz gefleckt. Neben ihm lag ein schöner Hahn, den es schon erdrückt und eingespeichelt hatte.

Bald nach diesem Vorfall rollten zwei Wagen in den Hof, denen Geschw. Voland mit ihren Kindern und Geschw. Jung entstiegen, die von Totneß gekommen waren, um das Missionsfest mit uns zu feiern. Dieses verlief schön und anregend und brachte eine hübsche Kollekte ein.

Am Montag machte ich mit Br. Feldmann einen Spaziergang rings um die Plantagen Leasowes und Sarah. Auf demselben sahen wir unter anderem ein Rudel kleiner Affen in den Bäumen, das Gerippe des vor einiger Zeit erlegten Kaimans und eine $\frac{1}{2}$ m lange dicke Eidechse, hier Sabagalla genannt, die über den Weg huschte.

Nachdem ich noch in den folgenden Tagen in Totneß und Hamilton Missionsstunden gehalten und die christlichen und heidnischen Kulis besucht hatte, galt es Montag, den 30. Oktober, Abschied von Corónie zu nehmen.

Um $\frac{1}{2}$4 Uhr morgens brachte Br. Schütz Br. Feldmann und mich im Wagen nach Totneß. Hier bestiegen wir mit Geschw. Voland und ihren Kindern, sowie mit Br. S. Beck und andern Passagieren um 5 Uhr die Boote, die uns in einer Stunde aus dem Kanal auf das Meer brachten. Ganz in der Ferne sahen wir einen kleinen dunkeln Fleck, das Dampfschiff „Albina“. Nun begannen die Wogen mit dem Boot ihr Spiel, hoben es hoch auf ihren Rücken und ließen es wieder herunterfallen, so daß wir beinahe alle schon seekrank waren, ehe wir nach 1$\frac{1}{2}$ Stunden das Schiff erreichten.

Beim Rollen desselben war es das beste, sich gleich an Deck auf eine Bank oder einen Schiffsstuhl zu legen und vom frischen Seewind umfächelt zu ruhen, so gut das bei dem Rauschen der Wogen und dem Dröhnen der Maschinen ging. Dazwischen schweifte der Blick über die graublauen, im Sonnenschein glitzernden Wellen. Rechts sah man ganz in der Ferne einen schmalen blauen Streifen, die Küste.

Um 6 Uhr abends langten wir vor der Mündung der Suriname an, und um 8 Uhr grüßten uns die Lichter von Paramaribo.

Als das Schiff angelegt hatte, eilte ich schnell

nach Hause und feierte mit meinen Lieben ein frohes Wiedersehen, voll Lob und Dank gegen Gott für alle seine Freundlichkeit und Durchhilfe.

In euch aber, liebe Kinder, möge diese Beschreibung neues Interesse für die fernen Länder und ihre Bewohner wachrufen und euch zum Gebet für die letzteren und für die Boten des Evangeliums unter ihnen ermuntern.

Chinas Götter — wie sie sich nicht helfen können.

Yong hieß ein chinesischer Knabe, der tagsüber eine Schule besuchte und erst des Abends in das Elternhaus zurückkehrte.

Eines Tages hatte der Lehrer früher als gewöhnlich seine kleinen bezopften Schüler entlassen, und Yong betrat ungefähr zwei Stunden vor der gewohnten Zeit die heimatliche Schwelle. Da Vater und Mutter ausgegangen waren, hinderte unsern kleinen Chinesen nichts, zu tun und zu lassen, was ihm beliebte. Schnell waren die Bücher beiseite geräumt.

Und als der Bursche im Gemach Umschau hielt, fiel sein Blick auf den Hausgötzen, der sich, wie in allen chinesischen Häusern, auf einem erhöhten Standort in der Ecke des Zimmers befand. Mit einem Ausdruck der Furcht und Ehrerbietung starrte Yong den Gefürchteten eine Weile an. Dieser blickte unverändert vor sich hin. Mit dieser Beschäftigung fuhr unser kleiner Mann eine geraume Zeit fort. Als aber der Hausgott noch immer keine Miene verzog, klatschte Yong plötzlich vor Übermut laut lachend in die Hände. Erschrocken hielt er inne. „Wird der „Gott" nicht sehr erzürnt sein ob dieser Unhöflichkeit?" Doch nein, seine Züge verrieten weder Ärger noch Zorn.

Da — ein neuer Gedanke durchzuckte unsern immer kühner werdenden Yong. Er beschloß, den Götzen zu berühren, um festzustellen, ob ihm das mißfallen werde. Mit großer Anstrengung schleppte er einen Tisch so dicht wie irgend möglich vor den Götzen, setzte dann einen Stuhl darauf und gelangte so in nächste Nähe des Gottes. Vorsichtig hob er ihn herunter und stellte ihn auf den Tisch, dabei den Heiligen schon dreister anblickend. Aber trotz all der erlittenen Unehre blieb der hölzerne Gott unverändert still und kalt. „Ob wohl ein Stoß ihm weh tun würde?" fragte sich unser unverbesserlicher, kleiner Freund halblaut. „Nur einen ganz gelinden Puff möchte ich ihm versetzen." Und dem Gedanken folgte sogleich die Tat. Doch des Götzen Gesicht drückte weder Mißbilligung noch irgendwelchen Schmerz aus.

„Vielleicht", dachte Yong, der immer dreister, immer mutiger wurde und vor nichts mehr zurückschreckte, „würde es dem Gott aber doch kein Spaß sein, verbrannt zu werden?" Zu diesem Zwecke trug er den bisher Angebeteten auf den Hof. Dort befindet sich ein offenes Feuer, an dem die Speisen bereitet werden. Eine Küche nach unsrer Art findet sich in China nicht. In die noch glimmende Asche legte nun der Bursche seine hölzerne Last.

Kaum jedoch war die Tat geschehn, als auch sein Gewissen erwachte. Angsterfüllt eilte er aus dem Hofe und verbarg sich in einem nahen Gebüsch. Nach wenigen Minuten zeigte der in bläulichen Wolken aufsteigende Rauch, daß der Götze Feuer gefangen habe, und bald kündete eine helle Flamme an, daß er lichterloh brenne, ohne auch nur einen einzigen Laut von sich zu geben. Als es Yong endlich wagte, die Folgen seines Übermutes in Augenschein zu nehmen, deutete nur ein Häufchen glühender Asche die Überreste des sonst so Gefürchteten an. Furcht vor des Vaters Zorn, sobald dieser seinen Hausgott vermissen würde, trieben ihn in sein Versteck zurück.

Kaum war er hinter dem Gebüsch verschwunden, als die Eltern heimkehrten. Diese sahen sich um, da sie nichts von ihrem Jungen sahen oder hörten. Da fand dieser es doch ratsamer, zumal er der verdienten Strafe früher oder später vollkommen sicher war, aus seinem Schlupfwinkel hervorzukommen. Ungesehen betrat er das Gemach und zog sich in eine Ecke zurück. Aber, o Schreck, da stand ja noch der Tisch, wie er ihn zurückgelassen. Und noch ehe der kleine Übeltäter Ordnung schaffen konnte, trat der Vater ein. Ein Blick sagte ihm alles: „Was bedeutet das, wo ist mein Gott?" rief er voll Zorn und sich an seinen Sohn wendend: „Sage, wo ist er?" — „Ach Vater," stammelte Yong „sei nur nicht zu böse, aber er machte sich gar nichts daraus!" — „Machte sich nichts daraus? was, wer? sprich Junge!" gebot der empörte Vater, sein Söhnlein beim Zopfe packend und einen Stock über seinem Haupte schwingend. Höchst warscheinlich wäre Yong ein schmerzhafter Denkzettel zuteil geworden, wenn nicht auf sein Geschrei die Mutter herbeigestürzt und mit erhobenen Händen den Vater gebeten hätte, erst des Knaben Geständnis zu hören. Ihre Bitte ward gewährt, und Yong mußte alles haarklein berichten. Nachdem er geendet, rief der Vater, dessen Zorn sich mehr und mehr in Staunen verwandelt hatte: „Wie kann ein Gott, der sich selbst vor Beleidigungen, ja sogar vor dem Feuer nicht schützen konnte, einem Menschen helfen?! Von heute an verehre ich keinen Götzen mehr!"

Aus Church Missionary Juvenile Instructor
von einer Leserin für „Nord und Süd" übersetzt.

Mk. 3.61 aus Herrn Stadtvikar Fürst's Mädchenklasse in Aschaffenburg. Mk. 5.— Unbekannt, Neuwied. Mk. 10.50 von früheren Schülerinnen des Schwesternhaus-Pensionates in Gnadau.

Dankend erhalten **Missionsverwaltung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1906. 7. Jahrgang.

Konfirmation im Heidenlande.

Der Tag der Einsegnung, die Konfirmation, naht. In der Taufe hatten dich Vater und Mutter dem treuen Gott und deinem Heilande als sein Eigentum übergeben, nun sollst du selbst seine Hand ergreifen und sprechen: „Ich will nur dein mit Leib und Seele sein". Und Gott ist treu. Er wird dich bewahren bis ans Ende, so du dich seiner Leitung ganz vertraust.

Auch im Heidenlande werden die Getauften konfirmiert. Doch für alle die, welche erst als Erwachsene getauft worden sind, hat die Konfirmation nur die Bedeutung einer erneuten feierlichen Hingabe an den Herrn. Diese Christen haben ja schon bei ihrer Taufe mit vollem Bewußtsein ihr Herz dem Herrn übergeben; werden sie noch konfirmiert, so können sie das Gelübde der Treue nur noch einmal wiederholen. Es hat dies aber seinen Wert, da diese Christen dann um so ehrerbietiger dem heiligen Abendmahl entgegensehen, wenn freilich auch wieder darauf zu achten ist, daß man ihnen dies heilige Mahl nicht als etwas fast Unerreichbares hinstellt; denn tatsächlich tragen schon viele eine solche Scheu vor dem Abendmahl in sich, daß sie sich oft aus Furcht vor dem Abendmahl nicht zur Konfirmation melden. Aus letzterem Grunde hat man z. B. unter den Indianern auf der Moskitoküste die Konfirmation in den ersten Zeiten nicht gefeiert. Jetzt aber wird sie all denen zuteil, die das Verlangen aussprechen, zu Mitgliedern der Abendmahlsgemeine befördert zu werden. Die werden dann wie bei uns in der Heimat eine Zeitlang unterrichtet und vor allem mit der Bedeutung des Abendmahls bekannt gemacht und dann eingesegnet. Von einigen solcher Konfirmanden erzählt uns Schwester Lydia Schramm in Ephrata im Moskitolande im Folgenden.

1. Drei Indianer im Konfirmandenunterricht.

Diese Drei waren ein Ehepaar und eine Witwe. Reynold hieß der Mann, Tabea seine Frau, Selina die Witwe. Reynold hatte erst lange sich nicht zur Bitte um die Konfirmation entschließen können, denn er fürchtete sich wie viele vor dem Abendmahl. Tabea wollte schon lange sich unterrichten lassen, wartete aber noch immer auf ihren Mann, ohne den sie nicht kommen wollte; denn sie liebt ihn herzlich; ja diese Zwei führen ein so glückliches, tadelloses Eheleben, daß sie ein glänzendes Vorbild ihrer Umgebung sind. Beim „Sprechen" im Juni baten nun diese Beiden um Unterricht, mein Mann sagte mit Freuden zu, und im Juli begann der Unterricht. Der Mann der Witwe Selina, Daniel, war zu Ostern gestorben; er war Abendmahlsmitglied gewesen und wollte, daß seine Frau auch zur Abendmahlsgemeine gehören sollte; er hatte auch schon das weiße Kleid für sie gekauft, das sie beim heiligen Abendmahl tragen sollte. Da starb er ganz plötzlich und unerwartet; ein sehr wehmütiger Fall. Diese Drei unterrichtete mein Mann nun drei Monate lang nach dem ausgezeichneten Leit-

faden von Br. v. Calker zweimal wöchentlich, je zwei Stunden lang.

Reynold war zu unsrer Zeit in Ephrata, vielleicht auch schon früher — wir wissen es nicht —, der fleißigste Kirchgänger gewesen, der in der Kirche nur fehlte, wenn er krank oder verreist war. Und wie freute man sich jedesmal, sein aufmerksames Gesicht zu sehen! Seine Augen waren stets auf den Redenden geheftet, und durch Nicken oder Schütteln des Kopfes gab er seine Zustimmung oder sein Mißfallen zu verstehen. — Uns persönlich tat er jeden Gefallen, um den wir ihn baten, ebenso seine Frau; sie waren unsre nächsten Nachbarn, und wenn wir nur mit der Hand winkten, kam eins von ihnen, oder sie schickten einen der beiden kleinen Jungen, für die sie sorgen, denn eigene Kinder haben sie nicht.

Reynold und Selina lernten im Unterricht leicht und wußten oft recht gut die Fragen zu beantworten, denn sie hatten als Kinder fleißig die Schule besucht. Tabea aber, die aus Kukallaya stammt, war nicht zur Schule gegangen, und darum fiel ihr das Lernen recht schwer. Deshalb nahm mein Mann die Frauen an den Unterrichtstagen abends ins Missionshaus, lehrte sie die Gebote, das Glaubensbekenntnis und verschiedene Sprüche auswendig hersagen. Das Vaterunser können alle Leute, da es ja jeden Sonntag gebetet wird.

Christliche Indianer auf der Moskitoküste.

2. Eine untreue Konfirmandin.

In den ersten Wochen nahm noch eine Frau, namens Magdalena, deren Mann schon lange Abendmahlsmitglied ist, am Unterricht teil. Ihr Knabe sammelte für uns die Kokosnüsse vom großen Missionsgrundstück und reinigte unsern Garten. Eines Tages zerbrach er den Milchtopf, sagte aber nichts davon, sondern stellte den Topf auf den Tisch, ging nach Hause und kam nicht mehr wieder, wohl weil er sich vor Scheltworten fürchtete. Da erkundigte sich mein Mann bei der Mutter nach dem Jungen, gab ihr auch einige Lehren, ihre Kinder besser zu erziehen. Das nahm Magdalena aber so übel, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, von dem Unterricht für immer fernblieb. Das war traurig, aber es war ein Zeichen, daß sie eben noch kein richtiges Verlangen danach trug, mit dem Herrn in noch engere Gemeinschaft zu treten als bisher. In bezug auf ihre Jungen sind die Indianer fast alle empfindlich und wollen da nicht viel über schlechtes Erziehen hören. Ein Indianerjunge darf so ziemlich alles tun, was er will, und wird selten einen Tadel für seine Unart bekommen; die Mutter schickt ihn nicht einmal aus, um Wasser zu holen, sondern sie schleppt es lieber selbst herzu. Die Mädchen werden eher von klein auf zur Arbeit angehalten.

3. Die Konfirmationsfeier.

Als der Unterricht beendet war, wurde die Konfirmation auf den 15. Oktober festgesetzt. Geschw. Reinke, unsre Nachfolger, waren am Dienstag vorher eingetroffen. Am Sonntag deckten wir den Liturgustisch weiß und schmückten ihn mit schönen Blumen aus dem Missionsgärtchen; drei Stühle für die Konfirmanden wurden vor den Liturgustisch gestellt. Die Feier verlief ganz genau wie in Deutschland; sie war schön und erhebend, und wir spürten deutlich des Herrn Segen. Die Konfirmanden gaben auch gute Antworten. Der armen Selina war es dabei recht schwer ums Herz, sie gedachte wohl ihres heimgegangenen Mannes, und viele Tränen benetzten ihre Wangen. Am Nachmittag hatten wir die Konfirmanden bei uns im Missionshaus zum Kaffee. Möge der Herr diese drei lieben Seelen auf dem rechten Wege erhalten! Ich vergaß noch zu erwähnen, daß wir, Geschw. Reinke, mein Mann und ich, ihnen das Lied: „So nimm denn meine Hände“ auf Moskito sangen, während sie meinem Mann die Hand gaben, als Zeichen und Gelöbnis, dem Herrn treu zu bleiben. — Später äußerte Josef, der Helfer, diese Feier sei sehr schön

Eine Eskimo-Patientin in unserm Hospital in Okak.

gewesen und er hoffte, der „neue Parsen“ (Missionar) würde dieselbe beibehalten.

Diese Konfirmation in Ephrata war uns ein lieber, schöner, gesegneter Abschluß unsrer Tätigkeit dort an den Leuten, die uns so besonders ans Herz gewachsen waren, weil wir durch ganz besondere Schwierigkeiten hatten hindurchgehen müssen, ehe wir ihnen und sie uns näher getreten waren. Noch jetzt wird mein Herz schwer und meine Augen feucht, wenn ich an unsre lieben, teuren Haulover-Leute denke, und das kommt oft vor. Ihnen und uns wurde der Abschied schwer. Manche alte Kuka (Großmutter) umhalste und berock mich, nachdem wir nach der Abschiedspredigt jedem die Hand schüttelten und späterhin, als wir aufs Schiff gingen. Als Liebeszeichen hat nämlich der Indianer nicht den Kuß wie wir, sondern er berieche die Person, der er seine Liebe zeigen will.

4. Arbeit für den Herrn.

Wie sich die Konfirmierten treu bewiesen, zeigt ein Zug aus Reynolds Leben. Es gab in Ephrata bisher noch keinen sogenannten Saal- oder Kirchendiener, d. h. einen Mann, der, wenn der Missionar die Glocke eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes geläutet, die Fenster in der Kirche öffnete, nachsah, ob die Bänke am richtigen Platze ständen, ob alles schön in Ordnung sei; einen Mann, der zuerst die Kirche betrat, um auch auf die Kinder aufzupassen, die dort gar gern sich zusammen unterhalten und oft recht laut sind, was sich doch aber im Gotteshaus nicht gehört. Da dachte mein Mann, daß Reynold gerade der rechte Mann dazu sei, und so fragte er ihn eines Tages und sprach mit ihm darüber. Und wie freute sich da unser Reynold! Hatte er vorher doch gerade dem Herrn gesagt, daß er ihm gern in einer ganz besonderen Weise dienen möchte, der Herr möge ihm doch den Weg dazu zeigen; da erhörte Gott sein Gebet und schickte den Missionar gerade zu ihm! Wie schätzte sich's Reynold, etwas für den Herrn tun zu dürfen! Wie treu erfüllte er seine Pflichten und tat sogar mehr, als ihm gesagt worden war! Es waren nämlich Ameisennester in der Kirche oben an der Decke, jene bösen Ameisen, die das Holz zerfressen. Diese wollte Reynold vertreiben; so ließ er sich denn jeden Tag Wasser von seiner Frau kochen und goß dieses über die Ameisen, bis sie nach und nach alle verschwanden. Und wenn es an der Kirche etwas auszubessern gab, Reynold und die beiden Helfer waren stets willig dazu, während die andern Männer sich nie blicken ließen, sondern an solchen Tagen stets gerade nach Prinzapolca zum Geldverdienen gingen oder in ihrem Kostgrund arbeiteten.

Ein Umzug in Moskito.

Reise der Geschw. Schramm von Ephrata nach Sharon.

1. Die gefahrvolle Meerfahrt.

Schwester Schramm berichtet: Das Schiff, das uns abholen sollte, war schon lange täglich erwartet worden, und doch wurden wir durch sein Erscheinen schließlich gründlich überrascht. Es war Sonnabend Abend nach 5 Uhr; Schw. Reinke und ich waren mit unsern drei Kindern in der See und badeten, als meine Köchin heftig gestikulierend und nach der Lagune deutend zum Hause, das nur einige Schritte von der See entfernt liegt, herausstürzte. Mein Herz stand beinah still, ich wußte sofort: „Das ist die slaup“, wie der Indianer hier die Segelboote nennt, und das wußte ich auch, daß die slaup nie lange wartet. Und doch hatten wir noch eine Menge Sachen zu packen, und der nächste Tag war Sonntag, für den mein Mann das heilige Abendmahl angezeigt hatte, da Br. Reinke erst die Miskitosprache lernen muß. Kaum waren wir im Haus, als der Kapitän auch schon erschien und verkündete: „Morgen früh geht das Schiff ab, seid bis dahin fertig.“

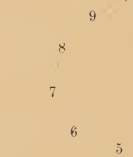
Von allen Seiten des Dorfes kamen nun hilfsbereite Hände, die Koffer, Kisten und Kasten vom Haus ans Ufer brachten und in das Boot luden, das die Güter ans Schiff fuhr. In der Nacht arbeitet sich's aber nicht so gut wie am Tage. Es war kein Mondschein, und eine arme Laterne kann nicht viel Licht verbreiten, zudem gibt es keinen guten Landungsplatz, und alles muß durch Moor und feuchte Stellen

Kalkofen, unentgeltlich errichtet für den Kirchbau in Bethlehem in Jamaika.

getragen werden. Der Weg bis dahin ist wiederum mit Mimosen besät, die arge böse Dornen haben und fürchterlich stechen. Manchmal bekommt man schwarze Beulen, wenn man sich an einer bösen Stelle verwundet; mir erging es einmal so. Trotz all diesem Ungemach habe ich kein böses Wort von den Leuten gehört, und ich danke es ihnen. Mein Mann packte und schrieb mit Br. Reinke die Nacht hindurch bis morgens 4 Uhr. Schw. Reinke und ich hielten es aber nur bis 1 Uhr aus. Die Indianerkinder hatten auch fleißig geholfen; ein Mann hatte unsre zwei Schweine gebunden, um sie im Boot ans Schiff zu bringen; das eine entschlüpfte, aber zum Glück im Garten, der ja recht groß, doch umzäunt ist. Über eine Stunde jagten sie das Tier im Garten herum, bis sie ihm endlich einen Strick um den Hals werfen konnten; das war aber auch in der Dunkelheit ein Kunststück; nur eine Laterne leuchtete ihnen.

Am Sonntag Morgen packten wir die letzten Sachen ein; dann hielt mein Mann seine Abschiedspredigt, an welche sich Abendmahlsvorbereitung und heiliges Abendmahl sofort anschloß, an dem zum erstenmal Reynold, Tabea und Selina teilnahmen. Nachher sollten wir schnell essen, aber niemandem schmeckte es. Zudem hatte sich im Garten und auf der Veranda das „ganze Dorf" versammelt, ausgenommen die am Fluß auf Arbeit waren und drei Kranke, um uns Lebewohl zu sagen; es war ein wehmütiger Abschied. Einige gingen in Böten mit ans Schiff, das sich bald in Bewegung setzte, waren wir doch statt um 10 erst um 12 Uhr erschienen. Das Schiff heißt Sunbeam und fährt mit Gasolin und Segeln. Der Kapitän wollte denselben Abend in Prinzapolka sein, dort Güter für Bluefields einladen und am nächsten Morgen dann nach Sharon weiterfahren, um es gegen 12 Uhr mittags zu erreichen. So des Kapitäns Berechnung; er hatte sich Erlaubnis beim Gouverneur erbeten, uns schon in Sharon landen zu dürfen und nicht erst mit uns nach dem südlicher gelegenen Rio Grande zu fahren, was natürlich viel kostspieliger und teurer ist. Aber es kam anders. Die Maschine versagte, und nach vielem Hin- und Herkreuzen erreichten wir bei Beginn der Dunkelheit Wounta, die Hälfte des Weges bis Prinzapolka. Dort mußten wir übernachten. Den nächsten Morgen gings weiter. Der Ingenieur hatte versucht, die Maschine in Ordnung zu bringen, sie arbeitete auch eine Weile, aber plötzlich stand sie wieder still. Nach einiger Zeit wurde die Maschine zum Glück wieder zum Gehen gebracht, so daß wir nach 9 Uhr Prinzapolka erreichten. Hier wurde Kautschuk, das „schwarze Gold" eingenommen, was einige Stunden dauerte. Darum gingen wir ans Land, machten einige Einkäufe und besahen uns die Stadt. Ein freundlicher Chinese schenkte unsern Kindern Äpfel, richtige Erdbeeräpfel! Das war aber eine Freude und ein noch nie gehabter Genuß! Ein schöner Apfel ist eben doch noch viel besser als alle tropischen Früchte! Nach 12 Uhr verließen wir Prinzapolka, aber, o weh! die Maschine streikte wieder! Der Kapitän wurde ein wenig ärgerlich, wollte er doch heute die Zeit einholen, die wir am Sonntag versäumt hatten! Eine Schraube war entzwei gegangen. Aber nach mühsamer Arbeit konnte der Schaden doch wieder geheilt werden, und wir waren alle froh, denn wir wünschten sobald wie möglich unser Ziel zu erreichen, zogen doch sehr schwarze Wolken am Himmel auf, und die Wellen gingen recht hoch und warfen das Schiff von einer Seite auf die andere. Wir mußten uns unten in der engen Kabine aufhalten, wo das Gasolin einen fürchterlichen Lärm und Geruch verbreitete, von dem allein man schon seekrank wurde. Wir fühlten uns alle sehr schlecht, die Kinder lagen wie tot auf dem harten Boden und ich bei ihnen. Die Essenszeiten waren uns ganz gleichgiltig, trotzdem der Kapitän richtige Kartoffeln in Prinzapolka eingekauft hatte, eine Seltenheit in den Tropen, ein Pfund davon kostet hier 27—44 Pfennig. So waren wir denn herzlich froh, als das Schiff abends nach 6 Uhr, als es schon ziemlich dunkel war, in Rio Grande einlief. In Sharon hatten wir natürlich nicht halten können, erstens war es schon zu spät dazu, zweitens war die See zu wild bewegt, unsre Sachen wären alle naß geworden und verdorben. (Schluß folgt.)

Rätsel.



1—9 eine Stadt in Ostindien
1—4 eine fette Flüssigkeit
1—5 eine trinkbare Flüssigkeit
2—6 ein Teil mancher Pflanzen
7—9 Bezeichnung für Geld
7—1 eine Zierde des Mannes
8—1 ein Einteilungsbegriff.

Aus Ow.

Mk. 5.— von Kindern der Bögner-Schule in Straßburg. Mk. 30.— für einen künstlichen Christbaum für Urambo von der Mädchenschule in Berlin durch Schw. Räthling an Br. E. Dahl. Mk. 20.— von den Sonntagsschülern in Nieski für das neue Schulhaus in Elim an Br. E. Lemmerz. 1 kg 350 gr Stanniol durch zwei Mädchen von 4 und 5 Jahren, Anna und Bertha M., gesammelt. Mk. 1.— von N. N. in Rimptsch, durch Schw. Ad. Lund daselbst.

Dankend erhalten **Missionsverwaltung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1906. 7. Jahrgang.

Ein Besuch im Aussätzigen-Asyl der Brüdergemeine in Jerusalem.

1. Wie kam es zu einem Aussätzigen-Asyl in Jerusalem?

Kürzlich haben wir Ostern gefeiert. Wo weilten in den Wochen vor dem Fest und in den Feiertagen unsere Gedanken so oft und viel? War es nicht die Stadt Jerusalem, in die wir den Heiland begleiteten auf seinem letzten Leidensgang bis hin zum Hügel Golgatha? Seine unendliche Liebe, die sich dort offenbarte, soll unsere Gegenliebe wecken. Gott sei Dank, es gibt Menschen, die etwas von solcher Liebe gegen ihren Herrn im Herzen tragen und durch die Tat beweisen. Ich will Euch heute etwas erzählen von einem Liebeswerk, das ganz besonders hohe Anforderungen an die Geduld und die aufopfernde Liebe der Menschen stellt, die daran arbeiten. Ich meine die Pflege der Aussatzkranken. Die Brüdergemeine dient solchen Kranken in Suriname, wie sie es früher in Südafrika getan hat; sie unterhält aber seit 40 Jahren auch in Jerusalem ein großes Krankenhaus, ein sogenanntes Asyl, für die Aussätzigen, das den schönen Namen „Jesushilfe" trägt.

Von den armen Aussätzigen habt ihr gewiß schon gehört? Das sind tief bedauernswerte Leute. Anfangs sieht man ihnen zwar ihr Leiden nicht so an, wenn es sich aber allmählich entwickelt, zeigen sich Geschwüre und Beulen, und viele verlieren nacheinander Finger, Arme und Beine, sodaß sie unendlich rührend aussehen. Als der Heiland auf der Erde wandelte, da hat er natürlich auch solchen Kranken seine Hilfe angedeihen lassen; wer aber etwa vor 50 Jahren in Jerusalem besuchte, der sah diese Elendesten der Elenden fern von den Wohnungen der gesunden Menschen an der Straße liegen und um Almosen betteln, denn niemand nahm sich ihrer an. Sie nächtigten in fensterlosen Steinhütten, in denen sich kein Bett, wohl aber entsetzlicher Schmutz und böse Gerüche fanden. Das ging zwei hochgestellten Leuten, die im Jahr 1865 nach Jerusalem kamen, tief zu Herzen; es war ein deutscher Freiherr und seine Gemahlin. Die Liebe drang sie, diesen Armen zu helfen. Nach Deutschland zurückgekehrt, sammelten sie Geld, kauften davon in Jerusalem vor den Toren der Stadt ein Grundstück und ließen ein Haus bauen, in dem die Aussätzigen Aufnahme finden konnten. Die Brüdergemeine aber baten sie um einen Hausvater. Ein solcher fand sich in der Person des Bruders Tappe, der früher als Missionar in Labrador gearbeitet hatte, nun aber mit seiner Frau nach Jerusalem zog. Ach aber, schon bei der Feier der Einweihung des Krankenhauses im Mai 1867 waren zwar viele Europäer anwesend, aber nicht ein einziger Aussätziger war erschienen. Die Kranken fürchteten, sie sollten in dem großen steinernen Gebäude eingesperrt werden. Zum Glück merkten sie später, daß man sie dort mit Liebe behandelte, ja es sogar keinem

verwehrte, wieder fortzugehen, wenn ihm das Leben in einem solchen Hause nicht gefiel. Nun fanden sich immer mehr Kranke herzu. Im Jahr 1887 erwies sich das alte Haus als zu klein, um die Kranken zu fassen; ein neues, sehr stattliches Gebäude wurde

Die Hauseltern unsers Aussätzigen-Asyls in Jerusalem in syrischer Tracht.

aufgeführt, das etwa $^1/_2$ Stunde von der Stadt entfernt am Abhang eines sonnigen Weinberges mit der Front nach Süden liegt. Man stattete es mit allem möglichen Komfort aus, der für die Kranken nützlich und angenehm sein konnte; und seitdem ist das Haus mit über 50 Aussätzigen voll besetzt. Auch einen schönen Garten hat man angelegt, in dem die verschiedensten Gemüse und Früchte gebaut werden. Ihrer Krankheit wegen dürfen zwar die Kranken den Gemüsegarten nicht betreten, denn diese, wie auch Blumen und Blattpflanzen würden sonst in der Stadt nicht so leicht Abnahme finden, wie dies jetzt der Fall ist. Aber die Kranken haben ihre sonnigen und schattigen Lagerplätzchen. Auch Viehzucht wird getrieben, einmal, um stets frische Milch und gesundes Fleisch zur Verpflegung zu haben, dann aber auch, um durch den Verkauf etwas Geld für die Haushaltung einzunehmen. Und weil es in dem steinigen, ausgedörrten Lande so oft an Wasser mangelt, sind auch einige schöne Zisternen gebaut worden, in denen man das Regenwasser sammelt, um zu allen Jahreszeiten zum Trinken, Kochen und Waschen genügend mit Wasser versehen zu sein.

Wenn heutzutage Besucher nach Jerusalem kommen, und das geschieht besonders zur Osterzeit vielfach, da wandert manch einer nach dem „Deutschen Hospital", unserem schönen Asyl „Jesushilfe" hinaus und staunt über das große Hauswesen und das kleine Paradies, das man mitten in dieser Einöde geschaffen hat; noch mehr aber über das große Maß von Liebe, das die Leiter und Pflegerinnen des Hauses diesen armen Menschen entgegentragen. Ja bei dem denkwürdigem Besuch unseres deutschen Kaiserpaares im Jahr 1898, da haben die hochgestelltesten Räte und Minister des Kaisers das Asyl mit ihrem Besuch beehrt. Einer von ihnen hat später ein schönes Isolierhaus bauen lassen, in dem ansteckende Kranke gepflegt werden können. Dem Hausvater und den Pflegerinnen wurden vom Kaiser ehrende Ordensauszeichnungen zuteil, und von der Kaiserin, welche die Pflegerinnen einer Unterhaltung würdigte, wurde dem Hause ihr Bild verliehen, das jetzt von allen hochgeachtet in dem Saale des Hauses hängt.

2. Der Leiter des Hauses und die Pflegerinnen.

Und wer ist der Leiter des Asyls, und wer sind die Pflegerinnen? Unser Bild zeigt sie uns. Die ersten Hauseltern, Geschw. Tappe, haben das Verdienst, dies opferreiche Liebeswerk kräftig in Gang gebracht zu haben. Seit mehr als 10 Jahren hat die Leitung in der Hand ein Lausitzer, Br. Schubert, der aus Herrnhut nach Jerusalem zog und nun mit seiner Frau in dem großen Hauswesen aufs beste schaltet und waltet. Immer freilich geht er nicht so stattlich geschmückt, wie er auf unserem Bilde aussieht, wo ihn und seine Gattin die Volkstracht der Syrer aufs schönste kleidet.

Im Lauf der Zeit stellte es sich heraus, daß die Hauseltern die Arbeit nicht allein tun konnten. Es galt ja geradezu alles selbst zu machen, die Andachten zu leiten, etwaige Bauarbeit und Arbeiten im Garten zu beaufsichtigen, zu waschen, zu kochen und vor allem die körperliche Pflege der Kranken tagaus, tagein auf sich zu nehmen. Was für Zeit erfordert allein das Verbinden der Wunden! Da fragte man in dem Diakonissenhause der Brüdergemeine in Niesky, ob sich nicht für die Krankenpflege ausgebildete Schwestern bereit fänden, nach Jerusalem zu gehen. Solche fanden sich, und heut stehen nicht weniger als 5 Nieskyer Diakonissen dort in der Arbeit. Leicht haben sie es nicht, aber sie dienen ihrem Heiland an diesen Kranken mit Freuden und wollen ihnen auch den Weg zeigen zu dem Arzt ihrer Seele, damit auch sie selig werden.

3. Die Kranken.

Und nun die Kranken! Nehmen sie denn nicht die Pflege in dem Asyl mit ungeheurem Dank an?

Ach viele sind leider recht undankbar. Die biblische Erzählung von den 10 Aussätzigen zeigt uns ja, daß das zu des Heilands Zeiten nicht anders war. Und mißtrauisch werden die armen Leute durch ihre Krankheit! Hat einer ein Päckchen Tabak oder eine Orange oder ein paar Geldstücke, so hütet er sie, als ob alle anderen Menschen nur immer daran dächten, ihnen diese Schätze zu rauben. Auch der Geiz ist ein böser Zug in ihrem Wesen.

Erklärlich aber wird diese rauhe Außenseite der Leute dadurch, daß sie ja, sobald die schreckliche Krankheit sich zeigt, von ihrer Familie ausgestoßen werden. Sie müssen Vater und Mutter, Geschwister und Freunde verlassen, werden auf die Straße gesetzt, und kein Mensch kümmert sich mehr um sie; und das nicht etwa, weil man ihre Krankheit für ansteckend hielte, sondern weil man die Familie und das Dorf, aus dem die Kranken stammen, durch sie nicht verunreinigen lassen will; hält man sie ja doch für Leute, die Gott sichtbar verstoßen hat. Ein Hauptgrund dafür, daß man sie aussetzt, ist der: man will sich der Sorge um sie entziehen.

Einige Bilder von den Kranken selbst! Chalil

Hauseltern u. Diakonissen im Asyl.

heißt ein Mann, der 50 Jahre zählen mag und schon über 30 Jahre im Asyl weilt; er geht an Krücken, Finger besitzt er fast keine mehr. Ein Hauptzug seines Wesens ist das Betteln, schon am Morgen bittet er Br. Schubert um Tabak; und doch haben ihn die Schwestern gern, weil er so bestimmt glaubt, in den Himmel zu kommen. Er hat nämlich in den Hausandachten recht gut aufgepaßt und hofft nun gläubig, daß ihn der liebe Gott einst in Gnaden annehmen werde.

— Daneben steht ein 20jähriger Jüngling, Gabriel mit Namen. Der ist ein großer Bastler; früher machte er bloß Fußbänke; da standen denn überall Gabriels Bänke, schiefbeinig und krumm, und die Schwestern mußten immer nur wegräumen oder gar verbrennen. Das machte den Gabriel ganz traurig; aber alle Bänke konnte man doch nicht brauchen. Dann machte er arabische Holzschuhe und Papierdrachen, die er irgendwo am Hause festband. Endlich verfiel er darauf, eine Art Holzknarre zu verfertigen, um, wie er meint, zu Ehren des Heilandes Musik zu machen; besonders in der Karwoche ist er unermüdlich tätig, diese Knarre in Bewegung zu erhalten; alle Abend brennt er auch 12 Kerzen an; er ist nämlich katholisch und betet und singt, daß einem der Kopf davon tönt.

4. Die Kinderstation im Asyl.

Endlich noch etwas von den Kindern! Ach, es gibt ja auch schon Aussätzige von jungen Jahren. Die 4 Knaben, die einige Jahre lang im Asyl weilten, waren zwar ganz gesund, aber ihre Eltern waren recht krank gewesen, und so bestand auch für sie die bedauerliche Möglichkeit, daß sie aussätzig würden. Im Jahr 1896 hörten wir das erste Mal von diesen arabischen Jungen. Wie ging es mit ihnen?

Naif, der größte, damals etwa 8 Jahre alt, war ein starker, fleißiger Bursche, der der Schw. Hermine schon viel Hilfe leisten konnte. Freilich zeigte er sich etwas einfältig, und doch waren daneben Spuren von Hinterlist zu bemerken. Er war mit seiner Mutter im Asyl aufgenommen worden, worüber sich diese sehr freute, denn sie liebte ihr Kind zärtlich. Das machte sich aber der Junge zu nutze. Hatte er etwa einmal Schläge bekommen müssen,

Die Kinderstation im Asyl.

da schrie er überlaut, bis die Mutter herbeilief, seine Partei ergriff und ihn umschmeichelte. Bei den Arabern ist es ja überhaupt geradezu eine Sünde, einen Jungen zu schelten, und besonders die Mütter verhätscheln ihre Knaben in ganz unsinniger Weise. — Der zweite Bursche hieß Josef. Er war schwächlich, aber schon mit 6 Jahren recht aufgeweckt, ja oft durchtrieben. Wurde den Kindern etwa aufgetragen, die Spielsachen aus dem Garten ins Haus zu räumen oder Steine aufzulesen, da wußte es Josef immer so einzurichten, daß er sich um die Arbeit drücken konnte. Plötzlich rief er etwa: „Ich habe mich gestoßen, ich habe mir einen Stachel in den Finger getrieben, oder ich bin so durstig, ich muß erst noch Wasser trinken gehen," und was solcher Ausreden mehr waren. Seine Mutter kümmerte sich gar nicht um ihn, sie hatte ihn ja schon am sechsten Tag seines Lebens ins Asyl gebracht, damit sie ihn nicht etwa tötete! — Ibrahim und Chalil, zwei leibliche Brüder waren bei ihrem Eintritt erst 4 und 3 Jahre alt. Ibrahim war ein einschmeichelnder Knabe, der aber recht ungehorsam sein konnte; wußte er sich einen Augenblick unbeobachtet, so richtete er gewiß irgend einen Schaden an, warf etwas um oder zerbrach etwas. Chalil, der kleine dicke, folgte zwar auch oft nicht, war aber ein drolliger Bursche, besonders wenn er auf dem Schaukelpferd saß, das ihm Schw. Elisabeth von Freunden in Herrnhut mitgebracht hatte.

Diese 4 Knaben bereiteten den Hausbewohnern viel Freude. Mit großer Aufmerksamkeit lauschten sie, wenn ihnen vom Heiland erzählt wurde, ja sie dachten auch darüber nach. Als der kleine Friedrich, Geschw. Schuberts Söhnchen, heimgegangen war, sagte die Schwester: „Er ist zum Heiland gegangen, dort ist es sehr schön." Da hatten die Kinder viel zu fragen: „Wie ist es beim Heiland, was machen die Kinder dort, was spielen sie und was essen sie?" Das Essen war ihnen besonders wichtig. Und da eine Schwester gesagt hatte: „Der Heiland ist oben im Himmel, und am Abend zünden die Engel die Lichter am Himmel an," so freuten sie sich nun immer besonders über die Sterne; wollten nun aber auch den Heiland und die Engel einmal sehen. Sagte man ihnen etwa: „Das und das darfst du nicht essen, das ist giftig, da mußt du sterben," dann hieß es: „Dann komme ich ja zum Heiland." Und drollige Einfälle hatten sie; Schw. Hermine wusch sie einmal, die kleinen braunen Dinger, da baten sie: „Tante, nimm viel Seife, damit wir auch so weiß werden wie Mariechen, das Töchterlein von Geschw. Schubert." Als Weihnachten herankam, fragten sie: „Wieviel Sonntage sind noch?" Und als es endlich hieß: „Nur noch ein Sonntag," da konnten sie es kaum erwarten; eifrig lernten sie für das Christkind die Verse: „Morgenstern auf finstre Nacht" und „Ei nun wahres Seelenlicht," die sie dann am Weihnachtstisch aufsagten und sangen. Später bekamen sie täglich einige Stunden Schule, lernten auch die deutsche Sprache und sollten wohl einmal im syrischen Waisenhaus mehr lernen. Wie vergnügt sie waren, das zeigt unser Bild, wo wir sie fröhlich am Spiel sehen. — Ach aber, wie ist es mit ihnen gegangen!

Josef besonders bereitete viel Not, er war träge und mußte mehrfach wegen kleiner Diebereien bestraft werden, und auch bei den anderen fehlte es an Unarten nicht. Und doch: wie gern arbeiteten die Schwestern an ihrer Erziehung! Sie begriffen auch die biblischen Geschichten ganz schön. Sie ins syrische Waisenhaus zu übergeben, erwies sich nicht als möglich, obgleich sie keine Spur vom Aussatz zeigten; sie waren Mohammedaner, deshalb nahm man sie nicht an. Da kam das Jahr 1904. Es war an einem schönen Tag im Sommer, da waren Josef und Ibrahim plötzlich aus dem Asyl verschwunden, ja sie hatten auch Geld gestohlen und mitgenommen. Da das mehrfach schon vorgekommen war, mußte man den Jungen den Wiedereintritt verbieten. Ibrahim und Chalil schickte man zu ihren Eltern nach Siloah, auch Naif hatte nun keine Lust mehr zu bleiben. Josef, den Hauptübeltäter, sah man bald als Kellner in einem Kaffee in Jerusalem. Nun gibt es keine Kinderstation mehr im Asyl. Wir wollen aber recht an die Knaben denken und beten, daß sie das im Herzen behalten, was sie im Asyl vom Heiland gehört haben.

Zum Schluß etwas Freudiges! Wenige Monate nach diesem schmerzlichen Erlebnis brach ein Freudentag für unser Asyl an. Man rüstete zu einer frohen Tauffeier. Ein Judenknabe, der schon mehrere Jahre im Asyl lebt, hatte sich entschlossen, Christ zu werden. Ein ganzes Jahr lang hatte man ihn warten lassen, um zu sehen, ob er es ernstlich meinte; nun aber hatte er sich bewährt, und der Prediger aus Bethlehem konnte herüberkommen und die stille, ernste Feier leiten. Möchte er ein recht starker Mann in Christo werden und fest beim Herrn bleiben, um so mehr, als sein Körper durch die unheilbare Krankheit schon schmerzlich heimgesucht wird. Der treue Gott aber walte über dem Leben im Asyl zu Jerusalem auch fernerhin und stärke die Pflegenden und die Leidenden mit seiner Kraft; er gebe auch immer die nötigen Mittel zum Unterhalt des Hauses; zur Zeit herrscht eine recht empfindliche Ebbe in der Kasse.

Mk. 1.20 für allgemeine Zwecke von einigen Lesern des „Aus Nord und Süd" dch. Herrn Wilhelm Wetzig, Tanndorf bei Großbothen. Dch. Br. Kästner, Kleinwelka, eine Staniolsendung, darunter 400 Gr. von Hermann v. Stegmann in Stachau, mit herzlichem Dank empfangen.

Die Missionsbuchhandlung in Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1906. 7. Jahrgang.

Wie man im Kafferuland Ernte-Dankfest feiert.

Am 2. September vorigen Jahres hatte unsere Kirche, so erzählt uns eine Freundin unseres Blattes in Baziya, Festgewand angelegt, wollten wir doch am nächsten Tag Ernte-Dankfest feiern. Drei Kränze zierten die zwei Türen und die Liedertafel. Die Leute hatten viele freiwillige Gaben an Mais und Kafferkorn gebracht. Auch wir Missionare legten von unserer Ernte im Garten das Unsere dazu. So waren große Mengen Maiskolben, Kafferkornstauden, Kürbisse möglichst geschmackvoll vor dem Liturgustisch aufgetürmt. Auch den Tisch selbst schmückten angehängte Maiskolben, gelbe Rüben und Grün sehr nett. Die Festpredigt war recht gut besucht. Auch ein Händler aus der Nähe war mit seiner Familie da, und noch ein paar andere Europäer nahmen an der Feier teil. Bald nach der Predigt fing die Kollekten-Versammlung an. Wir wurden im Anschluß an die Predigt aufgefordert, Gott für seine Gaben nicht nur mit Worten zu danken, sondern ähnlich wie die Kinder Israel den Zehnten von ihrer Ernte geben mußten, so auch unsere Dankbarkeit mit der Tat zu beweisen.

„Aber wir Menschen wissen auch gern, wozu unsere Gaben gebraucht werden, namentlich ihr hört das gern", so fuhr der Missionar fort. „Da seht hier einen alten Fremd auf die Seite gestellt, und einen neuen an seiner Stelle arbeiten." Damit wies der Redner auf unser altes Harmonium, das an dem Tag durch ein neues ersetzt worden war. Es war auch schon recht abgebraucht und machte einen fürchterlichen Lärm mit seinem Gequietsche! Einen alten Hosenträger fanden wir zur Befestigung der Bälge gebraucht!, als es einmal etwas repariert werden mußte. Wir freuten uns also nun sehr, ein neues zu haben.

„Doch umsonst ist etwas Schönes, Neues, nicht zu haben, darum laßt die Gaben reichlich fließen", ermahnte der Missionar seine Leute, und zwar nicht umsonst. Denn nun ging das Geben los. Daß der Missionar selbst mit gutem Beispiel voranging, versteht sich von selbst. Herr Taylor, der Händler, gab 40 Mark. Doch auch unsere Leute spornten einander an. Da bot z. B. einer unserer Evangelisten einen Sack Mais, damit das neue Harmonium schweige! Das war aber nicht schön, werdet ihr sagen, nicht wahr? Und doch wars schön! Warum? Um andere zu reizen, mehr zu bieten. Denn nun boten andere einige Maß Mais, damit das Harmonium wieder zu reden begänne. Sofort geschah das nicht. Der Lehrer ließ die Chorsänger erst noch einmal ohne Harmonium singen, und summte recht passend die fehlende Begleitung dazu. Endlich aber öffnete der Missionar, nach manchem vergeblichen Versuch der Leute, durch Versprechen eines anderen Sackes Mais das Harmonium zum Sprechen zu bringen, das Instrument. Nun ertönte es wieder recht schön, nachdem es so lang geschwiegen! Einzelgesänge wurden vorge-

tragen. So z. B. sang unser zweiter Lehrer auf Deutsch, was er von Gnadenthal, wo er ausgebildet worden ist, kennt: „Kommt, laßt uns anbeten“, und zwar sehr gut, verfügt er doch über eine schöne, kräftige Stimme. Dieser Gesang wurde „gekauft“, wie auch andere Soli, natürlich alles zum Besten der Kollekte für das Harmonium. Dieses „Kaufen“ bedeutet, daß jemand eine bestimmte Summe zu geben versprach, wenn der Gesang wiederholt würde, was meist geschah.

War es beim Solo des Lehrers wirklich die Schönheit des Vortrags, die eine Wiederholung erwünscht machte und gern in den Beutel greifen ließ, so war es bei einem anderen Solo die Einfachheit und Natürlichkeit der Vortragenden. Unser Lehrerpaar von Imputi, einer Außen-Schule, sang ein Duett; die Mutter hielt dabei das einzige Töchterchen auf dem Arm. Den genauen Text weiß ich nicht, aber es war jedenfalls wie eine Art Glaubensbekenntnis, was sie da in schlichten Worten vortrugen. Gern bot jemand 1,50 Mark für eine Wiederholung, und diese wurde ebenso einfach und natürlich ausgeführt. Trotzdem ihr, liebe Kinder, aus dem Erzählten seht, daß solch eine Feier eine viel freiere Form hat als bei euch in Deutschland, kam doch keinerlei Ungehörigkeit vor. Niemand vergaß, daß wir im Gotteshaus waren. Die Wanderungen zu den beiden Tellern, die auf dem Liturgustisch standen, um Geld aufzunehmen, verliefen so lautlos wie möglich. Recht schön hatten sich die Teller allmählich gefüllt. Mit dem Erlös aus dem Verkauf der versprochenen Gaben waren es 320 Mark, die schließlich einkamen. Ist das nicht recht erfreulich? Schade, daß ihr nicht dabei waret! Auch der Verkauf der versprochenen Schweine, Ziegen, Säcke Mais, des Kafferkorns, der Kürbisse bei strömendem Regen am Montag, eine Woche später, hätte euch gewiß Spaß gemacht. Nun ich hoffe, ihr habt wenigstens gern davon gehört.

Kirche in Baziya (Kaffernland).

Wie Königs Geburtstag im Kafferuland gefeiert wird.

Die gleiche Freundin erzählt uns nun etwas von Königs-Geburtstagsfeier in Baziya: Kaisers oder Königs Geburtstag ist auch bei euch ein Festtag, nicht wahr? So ist's auch hier bei unsern braunen Kindern, wenn König Eduard von England Geburtstag feiert. Dieses Jahr hatte der Hauptlehrer zur Feier des Tages noch einige Aufführungen eingeübt, unterbrochen von Gesängen, „Konzert“ genannt! Nach kurzer Ansprache und Gesang von „God save our gracious King“ (Gott behüte unsern gnädigen König), ging das „Konzert“ an. Alles euch zu erzählen, würde zuviel sein, darum nur das Beste davon. Da seht ihr ein paar Jungen, wichtig mit großen Büchern unterm Arm, Papierhelme auf dem Kopf, hereintreten und sich niederlassen: ein Richter mit Advokaten und Schreibern! Ein anderer Bursche tritt als roter Kaffer auf, ganz wie die Heiden in Decken und Fellen gekleidet. „Rote Kaffern“ werden die Heiden genannt, da sie ihre Decken mit rotem Ocker, mit Fett gemischt, einschmieren. Auch ihrem Körper geben sie gern diesen rötlichen Glanz! Sogar Haare werden bei besonders festlichen Gelegenheiten damit verschönt! Dieser Junge ist angeklagt, daß er seine Schafe nicht „gedippt“, d. h. nicht geschwemmt hat. Er hat also viel „räudige“ Schafe, und scheint selber eins zu sein! Natürlich trotzt er von Unschuld, sagt z. B., er habe doch die

Schafe nicht räudig gemacht! worauf der Richter sehr weise erklärt: „Ein Mann, der nicht mehr von Schafen versteht, tut besser daran, sie alle zu verkaufen!“ Natürlich große Heiterkeit dabei unter uns Zuschauern! Zu 40 Mark wurde der „rote“ Kaffer verdonnert.

Sehr lustig war's auch, wie zwei rote Kaffern (natürlich auch verkleidete Jungen) einem Herrn einen kleinen Wassereimer, mit Aalen darin, zum Verkauf anboten. Der Herr versteht kein Kaffrisch und ruft deshalb seinen Diener Andres. Dieser soll dolmetschen. Andres übersetzt, aber ins holländische „paalange“, statt ins englische. So versteht der Herr wieder nichts, wird wütend und schickt ihn fort. Die „roten Kaffern“ bleiben aber noch und reden immer von umnqayi = eine Sorte Stock, ein sehr langer Stock. Wieder wird Andres gerufen und soll übersetzen. Doch wieder hat er kein Glück damit, da er wieder nur das holländische Wort weiß. Vor lauter Wut gießt ihm sein Herr fast den Wassereimer über den Kopf und stößt ihn mit seinem Fuß fort. Ganz prächtig und sehr natürlich machten die Kinder ihre Sache!

Reizend, mit Blumenkränzen im Haar, kamen dann viele Mädchen singend an. Während sie singend herumgehen, sieht man andere plätten, Fenster putzen ꝛc. Jungen schrieben, andere schlachten ein Schaf! (einen kleinen Jungen!), ein anderer ritt auf einem Pferd, d. h. er führte einen andern Jungen an einem in den Mund gesteckten Bindfaden; einer gackerte laut, um ein zum Verkauf ausgestelltes Huhn vorzustellen. Ja und was bedeutete dies alles? Das fragten auch wir den Lehrer. Seine Antwort lautete ungefähr so: Hiermit sollen alle Handwerke vorgeführt und durch den Gesang der Mädchen verherrlicht werden. Dieser nette Gedanke und die Ausführung desselben leuchtete uns ein, und so baten wir um Wiederholung, die sogleich erfolgte.

Noch eine ganz ausgezeichnete Gerichtssitzung bildete den Schluß. Der Angeklagte war ein Zauberdoktor, der Kläger ein anderer Kaffer, dessen Sohn infolge einer Medizin jenes Doktors gestorben sein soll. Richter, Anwälte für Angeklagte und Kläger sowie verschiedene Zeugen traten sehr natürlich auf. Das mit anzuhören hätte euch Spaß gemacht. Das Urteil lautete auf 100 Mark Strafe, nicht etwa, weil vielleicht der junge Mensch durch die Medizin des Angeklagten gestorben war, sondern weil der letztere keinen Gewerbeschein hatte!

Dann wurde den Kindern noch ans Herz gelegt, bei den nun folgenden Spielen im Freien nicht zu vergessen, daß sie Christenkinder seien oder wenigstens Kinder, die christliche Erziehung genießen: „Auch die Heiden haben ihre Spiele, aber schlechte! Zeigt ihr nun, daß wir auch fröhlich spielen können, aber nur solche Spiele, bei denen wir Gottes Auge nicht zu scheuen brauchen!“ Und zu unserer Freude blieben sie dieser Mahnung eingedenk, und fröhlich konnten wir mit ihnen den Tag beschließen. Möchtet auch ihr, liebe Kinder, nie vergessen, daß wir recht fröhlich bei unsern Spielen und Gesprächen nur dann sein können, wenn wir Gottes Auge nicht zu scheuen haben.

Ein Umzug in Moskito.

Reise der Geschw. Schramm von Ephrata nach Sharon.

2. Ankunft der Geschw. Schramm im neuen Heim in Sharon.

„Nachdem wir glücklich im sichern Hafen geborgen lagen, stellte sich unsere verloren gegangene Eßlust wieder ein, und wir tranken unsern Tee. Unterdessen fuhr der Kapitän ans Land, um für uns freundlichst eine Nachtherberge zu suchen. Gasthäuser gibt es in Rio Grande noch nicht. Wie reizend lag der Ort da! Vor jedem Hause brannte eine Laterne, deren Licht den Sandweg am Fluß entlang malerisch beleuchtete, im Hintergrund lugten die netten Häuser zwischen großen Mango-, Apfelsinen- und Palmbäumen hervor. Es war ein sehr friedliches Bild; und wir fühlten uns schon halb zu Hause. Nun kam auch der Kapitän zurück und brachte uns ans Land zu einer Frau Hunt, die uns freundlich für die Nacht aufnahm und beherbergte. Am nächsten Tage erschienen zwei Sharonleute, um uns nach unsrer neuen Heimat zu bringen. Es ging erst über eine Lagune und durch einen Fluß; nach drei Stunden erreichten wir die Savannah, wo wir landeten. Dort liegen schon einige Häuser, die zu Sharon gehören; die Leute haben sich des guten Wassers wegen dort angebaut. Nach zehn Minuten waren wir im eigent-

Bläserchor in Mapoon, Australien.

lichen Ort. Aus allen Häusern kamen uns Leute zur Begrüßung entgegen. Theodor, der Hüter des Missionshauses, überbrachte uns die Schlüssel. Hatten Geschw. Heath doch Sharon schon vor mehr als einem Monat verlassen. Die Leute in Sharon sind sehr freundlich und nicht ganz so zurückhaltend wie z. B. die Indianer in Ephrata, ehe sie ihren Missionar kennen. Nachdem wir nach allen Seiten hin die Hände geschüttelt, setzten wir unsern Weg fort. Der wollte uns aber beinah zu lang werden, denn die Sonne brannte tüchtig auf uns herab. Wir hatten gedacht, wo die Leute wohnen, da müsse doch auch das Missionshaus stehen. Aber immer weiter führten uns die Männer. Fünf kleine Bäche mußten überschritten werden, über die nur lange Balken gelegt waren.

Endlich aber erblickten wir doch das Missionshaus, waren von Herzen dankbar, nun daheim zu sein und baten den Herrn, unsern Eingang und die Arbeit unter unsern neuen Pflegebefohlenen zu segnen und uns in allem zu helfen. Wie wir uns erst behelfen mußten, davon will ich nicht viel sagen. Ich müßte erzählen, wie wir die zum Hause gehörigen Bestecks und Löffeln nicht finden konnten und unsre eigenen noch in Rio Grande waren, daß wir uns da zwei langer Kochlöffel, einer Suppenkelle und eines Teelöffels bedienten, den wir für unser Baby auf die Reise mitgenommen hatten. Natürlich gab das viel Spaß, und mit Humor hielten wir unsre ersten Mahlzeiten. Auch hielt ich es vor Rauch kaum in der Küche beim Zubereiten der Mahlzeiten aus, denn die Ofenröhre war entzwei, und der Rauch mußte sich irgend einen Ausweg suchen. Zudem hatten wir in der ersten Woche kein richtiges Brennholz, sondern nur kiendurchtränktes Kiefernholz, das stets viel Rauch abgibt. Ein Indianermädchen half mir durch alle diese kleinen Nöte treulich hindurch. Bald soll ja auch ein neuer Ofen den alten zerbrochenen ersetzen, da wird es besser werden. — Wir sind nun schon ein wenig „daheim". Manchmal besuchen uns einige Leute. Die Kinder und jungen Mädchen interessieren sich gar sehr für unsre Kinder, besonders für Klein-Herta, haben doch die meisten noch nie ein weißes kleines Kind gesehen. Alle wollen die Kleine auf den Arm nehmen und sagen pain, pain (schön) zu ihr. Die Leute versorgen uns gut mit Erdfrüchten, die sie gegen Zucker, Kaffee, Mehl usw. umtauschen. Auch Bananen bringen sie manchmal zum Geschenk und erweisen uns viel Freundlichkeit. Frisches Fleisch bekommt man aber sehr selten zu sehen. — Auch hier ist die Schule von den Spaniern geschlossen worden; die Jungen, wenigstens mehrere von ihnen gehen nach dem 1 bis 1½ Stunden entfernten Rio Grande zur Schule. Aber jeden Dienstag und Freitag morgens nach der Versammlung gibt mein Mann den Kindern Unterricht in biblischer Geschichte und Lesen, damit sie doch Bibel und Gesangbuch lesen lernen. Und damit lebt wohl für heut und vergeßt uns nicht."

Eure Lydia Schramm.

Geschenk des deutschen Kronprinzen für die Missionsschule in Ho in Deutsch-Togo.

Die Schulkinder in Ho hatten 1904 den Geburtstag des Kronprinzen am 6. Mai auf Anregung eines jungen Ostafrikaners, der längere Zeit in Berlin gewesen war und dann nach Togo ging, festlich begangen und die Feier so nett beschrieben, daß die ins Deutsche übertragenen Eweberichte dem Kronprinzen geschickt wurden. Als die Hoschüler erfuhren, daß der hohe Herr die Sendung freundlich aufgenommen hatte, wünschten sie dringend, ein Bild des Kronprinzen zu besitzen. Da schrieb denn jede der vier Klassen einen Brief an den Kronprinzen, die untersten beiden Klassen in der Ewesprache (sie ließen aber ihren Brief vom eingeborenen Lehrer Walter Tumbie ins Deutsche übersetzen), die beiden ersten Klassen gleich deutsch. Sauber abgeschrieben gingen diese Briefe an den Kronprinzen ab. Der durchaus selbstständig verfaßte Brief der obersten Abteilung hatte folgenden Wortlaut:

Ho, den 2. Dezember 05.

Seine Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen des Deutschen Reiches, Potsdam.

Hochgeehrter Herr!

Wir wagen es dies Mal, Ihnen manche Zeilen zu schicken. Erlauben Sie bitte, Sie um etwas Wichtiges, nämlich Ihr Bild, bitten zu dürfen. Unser großer Wunsch ist es, Sie einmal sehen zu dürfen, das ist aber unmöglich. Unsere Freude würde deshalb zu ihrem höchsten Punkt gelangen und wir wären recht dankbar, wenn Sie uns dies Gefallen tun und uns Ihr Bild schicken wollen. — Wir sind die erste Klasse der Stationsschüler in Ho. Trotzdem uns Deutschlernen kolosal schwer ist, haben wir jedoch unsere große Freude dran. — Schließlich wünschen wir Ihnen Gottes Segen. Es lebe hoch der Kronprinz sowie der liebe Kaiser! Unter dem ehrfurchtsvollen Gruße verbleiben wir

Stationsschüler, sechster Kurs in Ho.

Der Wunsch der Negerjungen ist freundlich erfüllt worden. Im Auftrage des Kronprinzen ist ein schönes Bild mit Rahmen nach Togo abgegangen und hoffentlich so angekommen, daß es am 6. Mai in Ho den Schulen überreicht werden konnte.

Mk. 40.— vom Jungfrauen-Verein Vaihingen a. F. Mk. 20.40 für Nadjeman und Mk. 20.35 für unser Aussätzigen-Asyl in Jerusalem durch Br. D. Maier, Tootool, Australien.

Dankend erhalten Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1906. 7. Jahrgang.

Eine Löwenjagd in Deutsch-Ostafrika.

1. Die gefährliche Lage.

Bruder Kruppa erzählt seinen jungen Freunden folgende, sie ohne Frage hoch interessierende Geschichte von einer Löwenjagd. Wir wollen aber beim Lesen derselben nicht vergessen, daß sich unsere Missionare nie aus reiner Freude an der Jagd in derartige gefahrvolle Lagen begeben werden, sondern daß ihnen lediglich das Wohl ihrer Pflegebefohlenen am Herzen liegt, denen durch Löwen wie andere Räuber und Mörder aus der Tierwelt am Leben und Eigentum nur zu oft empfindlicher Schaden zugefügt wird. Und nun hören wir Br. Kruppa:

Lange Zeit hatten wir viel von Löwen zu leiden, denen schon so manches Stück Vieh und leider auch Menschen zum Opfer gefallen waren. Jeden Tag trafen Nachrichten ein, die besagten, daß sie in dem einen Dorfe das ganze Vieh verjagt, in dem anderen mehrere Stück getötet hätten. Wohl 4 Monate dauerte dieser ungemütliche Zustand, ohne daß wir gerade auf der Missions-Station (Utengule) selbst direkt darunter zu leiden gehabt hätten.

Da, eines schönen Tages, es war gerade ein Sonnabend, wird mir gemeldet, daß man nicht weit von hier den Kopf eines Menschen als einzigen Ueberrest einer Löwenmahlzeit gefunden habe. Dies erfüllte uns mit herzlicher Teilnahme; wir konnten aber gegen das Unwesen der Bestien nichts weiter unternehmen, da unsere Leute wohl für Panther und Leoparden, nicht aber für Löwen Fallen zu stellen verstehen. Am Abend desselben Tages kamen unsere Hirten und meldeten mir, daß plötzlich das ganze Vieh unruhig geworden sei, wie auf Kommando die Schwänze in die Höhe geworfen habe und unter lautem Angstgebrüll von der Weide gestürmt und in den Stall gelaufen sei. Was war da zu tun? Guter Rat war teuer.

Am nächsten Morgen wieder kamen einige Leute der Station sehr verängstet zu mir und sagten: „Du, bwana, (= Herr), hast du heute nacht die Löwen nicht gehört?“ Ich verneinte dies. Darauf führten sie mich auf den Weg zu den Ställen und zeigten mir die Fußspuren eines mächtigen, jedenfalls sehr alten und deshalb doppelt gefährlichen Löwen, dem die Jagd auf Wild zu beschwerlich ist und der darum auf Menschen und Vieh ausgeht. Kaum 20 Schritt von unserm Wohnhaus hatte er sogar aus der vorbeifließenden Wasserleitung getrunken.

Das ging beinahe eine Woche so fort, ohne daß sich etwas dagegen tun ließ. Dem Gewaltigen in stockfinstrer Nacht aufzulauern, wäre sträflicher Leichtsinn gewesen, da ein sicheres Schießen bei Nacht ausgeschlossen ist.

Uns beunruhigte dies natürlich sehr, nicht allein wegen der beständigen Gefahr, in der wir schwebten, sondern auch wegen der Leute, die, wenn sich ein

Christen in Utengule (Deutsch-Ostafrika).

alter Löwe längere Zeit in der Nähe menschlicher Wohnungen aufhält, einen verzauberten Menschen in ihm vermuten, der ihnen alles mögliche Böse zufügt. Hier, bei unsern Stationsbewohnern, ist nichts dergleichen laut geworden, wenigstens habe ich nichts davon erfahren.

2. Die Verfolgung.

Bald aber sollte des Löwen letzte Stunde geschlagen haben. Eines Morgens, es herrschte noch Dämmerlicht, wird plötzlich stark an meine Tür gepocht. Auf meine Frage, was denn los sei, bekomme ich zur Antwort, daß der Löwe vor kurzem zwei unserer schönsten Milchkühe getötet habe. Sofort eile ich hinaus und finde im Kraal die Ueberreste der beiden Tiere, von denen eins fast vollständig aufgezehrt worden war. Die andern Leute, die sich bald darauf einstellten, meinten, daß der Uebeltäter nicht weit sein könne, denn er habe sich zu satt gefressen. Nachdem wir noch etwas gefrühstückt hatten, wurden alle Leute versammelt, um den Räuber aufzutreiben. Unschwer war seine Spur aufzufinden, da er direkt auf dem nach Chitimba (unser Grundstück) führenden Wege gegangen war, der sehr sandig ist. Zwei im Spurensuchen geübte Männer eilten uns einige 20—30 Schritt voraus, während die übrige Schar ihnen lautlos folgte. Kaum eine halbe Stunde waren wir so der Spur gefolgt, als die Spurensucher vor einem Dickicht Halt machten. In dieses führten die Spuren hinein, und man vermutete, daß der Löwe in diesem seinen Nachtischschlaf hielt. Ich ging mit nur vier oder fünf Leuten um das Dickicht herum, während die meisten Leute nach kurzem Verweilen im Halbkreis in das Dickicht eindrangen. Mit meinen Leuten hatte ich bald am andern Ende den aus dem Buschwerk hinausführenden Pfad des Löwen entdeckt. Die Spuren waren aber mindestens 1—2 Tage alt, was die Leute mit bewunderungswürdiger Sicherheit feststellen können. Folglich mußte der Tierkönig sich noch im Gebüsch befinden. Der Platz, auf dem wir uns befanden, auch ein kleiner Teil des jenseitigen Ufers des Bächleins, das sich kaum 10 Meter vor uns befand, war frei von Gras.

3. Der Sieg.

Noch in der Beratung darüber begriffen, wie wir uns am besten aufstellen sollten, knackt es auch schon in den vor uns befindlichen Büschen. „Achtung! er kommt," heißt es. Schnell wird die Büchse gespannt, ein kurzes, wütendes Knurren ertönt, und der Löwe steht auch schon kaum 20 Meter entfernt vor uns, den Kopf nach rückwärts auf die ihn in seiner Ruhe störenden Treiber gewendet. Sehr voreilig und unvorsichtig schossen zwei oder drei der bei mir sich befindenden Leute, glücklicherweise ohne den Gefürchteten zu verwunden. Da der Löwe uns noch nicht bemerkt hatte und von unserer Seite nichts erwartete, so stutzte er. Diesen Augenblick benützte ich, ihm den tödlichen Schuß hinter das rechte Ohr zu geben, dessen Wirkung sich auch sofort dadurch zeigte, daß das Tier sich überschlug und in dem Dickicht des erwähnten Bächleins verendend liegen blieb. Nun kamen die Treiber von allen Seiten angelaufen und gaben ein wahres Schnellfeuer in den Busch hinein ab, leider so schnell, daß ich es nicht hindern konnte. Auch Speere wurden hineingeworfen. Nachdem sie ihr Mütchen auf diese Weise gekühlt hatten, wurde in das Gebüsch eingedrungen und der Löwe unter gewaltiger Anstrengung herausbefördert. Es war ein altes, männliches Tier, dessen Mähne leider schon gelitten hatte. Unter großem Jubel wurde er von 30—40 Mann auf vier Stämme gebunden und auf die Station geschafft. Ein Mann eilte voraus, um meiner Frau und den Weibern der Männer, die an der Verfolgung teilgenommen hatten, die Freudenbotschaft zu überbringen. Groß war der Jubel und die Freude der Frauen. Sie kamen uns schon von weitem entgegen, um zu danken. Bei der Ankunft im Dorfe wurde tüchtig geschossen, und als man sich auf dem Stationsgehöft des Löwen erledigt, ein großer Jagdtanz aufgeführt, aber nur von Männern, die dabei waren.

Mit Loben und Danken beschlossen wir den Tag. Seit dieser Zeit haben wir Ruhe von den Löwen, obwohl die Gefahr noch nicht ganz vorüber ist.

Bananen-Diebstahl.

Br. Prellwitz, der Leiter unserer Missionsfarm in Beekhuizen unweit Paramaribo, erzählte uns von einem Erlebnis, das so recht eine Hauptuntugend vieler surinamer Eingebornen veranschaulicht. Zuvor aber die Frage: Nicht wahr, was Bananen sind, wißt ihr? Diese prächtigen Früchte, die wie Gurken aussehen und wie Birnen schmecken, wachsen in Trauben oder Bündeln an hohen Stauden. Nun die Geschichte! Br. Prellwitz begann etwa folgendermaßen:

Wir lebten in einem Jahr, da der Preis der Bananen sehr hoch war; ein Bund kostete $2\frac{1}{2}$ oder gar 3 Gulden (5 Mark). Nun hatte ich gerade sehr schöne Bananen um mein Haus herum; das merkten die Leute; und da dauerte es nicht lang, so fingen sie an, sie mir zu stehlen! Fast in jeder Nacht schlugen meine Hunde an und gaben so das Zeichen, daß wieder jemand unbefugter Weise meinen Hof beträte. Ich ging hinaus, aber ich konnte niemand finden; und doch fehlten am Morgen immer wieder Bananen. Bald kam ich dahinter, daß die Diebstähle immer zur Flutzeit ausgeführt wurden und zwar immer, wenn die Flutzeit um Mitternacht eintrat. Die Flut vom Meer her ist nämlich noch weithin im Surinamefluß und den Kanälen an der Küste, darum auch in Beekhuizen, spürbar, obgleich dies schon weit vom Strande abliegt. Bei dem höheren Wasserstand zur Flutzeit konnten die Leute ganz gemächlich mit ihren Booten heranfahren, die Bananen ins Boot pflücken und sich wieder aus dem Staube machen.

Einmal war ich bis 11 Uhr aufgeblieben, dann wollte ich ins Bett gehen. Da gerade bellten die Hunde wieder. Meine Frau empfand immer Furcht und Schrecken, wenn ich in der Nacht ins Freie mußte, weil sie dachte, es könnte mir etwas zustoßen. Heut aber mußte es geschehen. Ich ging, suchte alles durch, fand jedoch nichts und kehrte darum um. Die Hunde bellten aber doch wieder, und ich wollte daher auf der Veranda achtgeben, was weiter geschehen würde, und dann sofort an den Schleusengraben gehen. Da sehe ich jemand mit Licht auf die Bananen-Pflanzung zuwandern. Es war mir klar: das war ein Dieb! So ging ich denn meinen Aufseher wecken. Der nahm sein Gewehr mit. Und in demselben Augenblick kam noch ein Indier, ein Kuli, nach Haus, den ich auch mitnehmen konnte. Der Aufseher ging von hinten an den Dieb heran, um ihm den Rückweg abzuschneiden, der Kuli und ich wollten ihn von vorn überraschen. Dummerweise lärmte der Kuli aber beim Gehen entsetzlich. Ich raunte ihm zu: „Du mußt die Schuhe ausziehen und leise gehen!“ So schlichen wir dann ganz sacht immer näher heran. Als wir ganz nahe waren und der Dieb mit seinem Buschmesser die Bananenstaude soeben anschlug und seines Besitzes recht sicher schien, wollte ich ihn gerade am Kragen packen, da sprang der Kuli zu und rief: „Wer da?“ Der nun diese Stimme hören und Reißaus nehmen, das war eins. Ich nun aber immer hinterher, rief auch den Aufseher heran! Da blieb dem Dieb wenigstens nichts anderes übrig, als in den vollen Schleusengraben hineinzustürzen und, so gut er konnte, durchzuschwimmen.

Wir andern mußten natürlich einen Umweg machen, um die Schleuse herum. Bis wir dahinkamen, war der Dieb in der Finsternis verschwunden. Der Aufseher feuerte noch

Bananen-Ernte.

einen Schuß in die Luft, um dem Erschrockenen noch einen Abschiedsschrecken einzujagen. Für uns war es günstig, daß der Missetäter Messer, Hut und Boot zurückgelassen hatte. Das Boot zogen wir aufs Trockne, damit er es nicht zu bald holen konnte. Kein Wunder, daß meine Frau in großen Aengsten gewesen war, denn, als ich den Dieb hatte packen wollen und auch losgeschrieen hatte, dachte sie nicht anders, als daß ich mit ihm im Kampfe läge. Darum mußte ich erst schnell ins Haus laufen, um ihr von dem Vorgefallenen zu berichten. Dann gab ich dem Kuli und dem Knecht Auftrag, im Bootshaus beim Boot zu schlafen; der Kuli aber gab vor, er hätte in der Stadt etwas vergessen, das müsse er erst noch holen. Da kam mir der Verdacht, daß er mit dem Dieb unter einer Decke steckte und ihn absichtlich zu früh angerufen hatte, damit er ja Zeit zur Rettung fände! Hoffen wir, daß sich beide schämten und ihre Tat bereuten, der Hehler wie der Stehler!

Aberglauben der Neger in Surinam.

Ein Teil der Grundstücke der Missions-Farm Beekhuizen ist an Neger und andre Eingeborene verpachtet, die dann das Land für sich bebauen.

Wie eigentümlich abergläubisch sind diese Leute aber noch! Eine große Rolle spielt dabei der Bakroe (sprich Bakru); das ist eine Flasche, in der ein Bakroe, d. h. ein böser Geist sitzen soll, der, wenn man die Flasche berührt, sofort in den Körper fährt. Einmal wurde ein Grundstück pachtfrei, Br. Prellwitz gab es an einen andern Pächter aus, er ging mit seiner Frau an die Arbeit, und sie reinigten das Land vom Gras. Während die Frau mit ihrem Buschmesser schneidet, stößt sie an eine Flasche. Nun bildet sie sich sofort ein, daß in dieser Flasche auch ein Bakroe vergraben sei, ja, sie meint, sie müsse krank werden. Tatsächlich wurde sie auch unwohl, denn sie war ganz unruhig in der Nacht und phantasierte, d. h. sie redete irre.

Am nächsten Morgen kommt dann der Mann zu Br. Prellwitz und erklärt ihm: „Dort kann ich nicht mehr wohnen". Br. Prellwitz blieb ruhig und sagte: „Gehe nur an deine Arbeit, heut Nachmittag um 5 Uhr werde ich kommen und nach der Flasche sehen." So geschah es auch. Br. Prellwitz fuhr hin und ließ sich die Stelle zeigen, wo der böse Geist seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben sollte. Er bat sich sofort ein Grabscheit aus und sagte dem Mann, er solle ihm dabei behilflich sein, den Bakroe auszugraben.

Es war nicht verborgen geblieben, daß der Missionar dorthin geeilt sei, eine große Menge Leute hatte sich daher versammelt. Da entschwand dem Manne doch der Mut. So öffentlich hier einen Angriff auf den bösen Geist auszuführen, dazu wollte er durchaus nicht seine Hand bieten. Br. Prellwitz rief andere, die hatten ebenfalls kein Herz, zuzugreifen. Darum tat er es schließlich selbst. Er nahm das Grabscheit, stach in die Erde, und bald war die ganze Flasche zu sehen. Noch bat er um einen Strick, den band er um den Flaschenhals, und so konnte er nun ganz feierlich die Flasche mit dem Strick ans Tageslicht befördern. Mit der Flasche in der Hand ging er nun auf die Leute zu. Wie die aber zurückfuhren! Ja, was wäre denn geworden, wenn der Geist herausgesprungen wäre und ihnen allen ein Leides zugefügt hätte?

Doch die Sache hat ja auch ihren ernsten Hintergrund. Br. Prellwitz hielt darum eine förmliche kurze Ansprache und sagte den Leuten: „Wie traurig ist es doch, daß ihr, die ihr schon jahrzehntelang Gottes Wort hört und wißt, daß es mit solchem Aberglauben nichts ist, ja, daß er vielmehr eine Beleidigung des wahren Gottes ist, doch noch so tief im Aberglauben steckt!" Da trat ein Mann hervor und erklärte: „Einen solchen Masra (Missionar) haben wir hier nötig, der sich vor solchen Sachen nicht fürchtet". Dann stieg Br. Prellwitz wieder auf sein Wägelchen und fuhr nach Haus. Die Flasche aber bammelte an der Seite des Wagens.

Rätsel.

Schöne Stadt, kaum deinesgleichen
Gibt es in des Südens Reichen.
Aber laßt nur nicht der Zeichen
Zwei von deinem Anfang weichen,
Nichts mehr wäre sonst zu sehen,
Nur ein Landhaus bliebe stehen.

* * *

o im ärgsten Schmutz gedeihend
ü der Reinlichkeit sich weihend
Beide sollen obenein,
Ziemlich nah verwandt noch sein.

* * *

Zweisilbiges Rätsel.

Die Erste ist ein edles Tier;
Wer's jagen darf, tut's mit Begier,
Selbst wenn er quer über die Zweite
Dabei muß eilen in die Weite.
Das Ganze ist ein Städtelein
In Schlesien gar schön und fein.
Auch eine andre kleine Stadt
In Böhmen gleichen Namen hat.

C. Th. Dahl.

Mk. 8.— gesammelt in der Sonntagsschule in Guben durch Gertrud Scholkmann.

Dankend erhalten Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1906. 7. Jahrgang.

Eine afrikanische Sommerfrische.

Ein Ausflug vom Tembuland nach Pondoland.
Von Missionar Br. Paul Moths im Kaffernlande.

1. Die Hinreise mit Besuch in Umtata.

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen. Und das will ich auch. Nämlich von einer kleinen Erholungsreise, die ich mit meinem Kollegen von der Nachbarstation unternahm. Wohin ging's denn? höre ich fragen. Ja das war für uns eine schwierige Frage gewesen. Wir hatten überlegt, einen Besuch zu machen entweder auf einer unserer näheren Missionsstationen im Hlubilande oder in der eigentlichen Kapkolonie. Solche Besuche hätten uns aber zu viel Zeit gekostet; Zeit aber haben Missionare nicht übrig. Oder sollten wir in der schnellen Postkarre, die von sechs Mauleseln gezogen wird, eine Reise in eine der Seestädte unternehmen? Verlockender Gedanke! — Aber seine Ausführung wäre wieder zu teuer gekommen. Viel Geld haben Missionare nicht. Es blieb also als Ziel nur das benachbarte Pondoland, und als Reisegelegenheit waren wir auf unsere treuen Gäule angewiesen. Diese wurden denn, weil es auf eine große Reise gehen sollte, einmal ordentlich gefüttert, was man ihnen sonst nicht antun kann, und dann gezäumt und gesattelt. Das bescheidene Reisegepäck, Hemd, Hose und zwei Paar Strümpfe, wurden in die Satteltaschen gesteckt und der Mantel auf den Sattel geschnallt, dann fuhr ich flugs in meine Wasserstiefeln — die mir einst auf der Nieskyer Rutschbahn treffliche Dienste geleistet hatten — und ich war reisefertig.

Sehr zum Verdruß meines Gaules Hans ging es nun an allen ihm wohlbekannten Halteplätzen vorbei. Wohl wollte er an dieser oder jener unserer Schulen auf dem Lande abbiegen, aber ich konnte seinem Pferdeherzen die Enttäuschung, daß es vorbei ging, nicht ersparen. Heute hatte ich einmal Ferien; da ging es nicht zur Inspektion auf diese Schulen. In Tabase traf ich meinen Reisebegleiter. Die letzte Post hatte ihm glücklicherweise keine ernsten Nachrichten oder unaufschiebbare Arbeit gebracht. So bestiegen wir denn am nächsten Morgen unsere Gäule, die infolge eines reichen Haferstrohfrühstücks (richtigen Hafer füttert man im Kaffernlande nicht) sich sehr tatendurstig gebärdeten. Und so trabten wir nach Südsüdost zum indischen Ozean.

Uns folgte Hermann Mtselu, der treue Knecht. In diesen hatten wir das Vertrauen gesetzt, daß er uns den richtigen Weg führen würde. Aber leider glückte es ihm nicht, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Bis zur nächsten Stadt Umtata ging es durch eine bekannte Gegend. Sie bietet nicht viel bemerkenswertes. In ewigem Bergauf und Bergab führt die breite Poststraße durch unermeßliches Weideland. Da und dort sieht man die runden Hütten der Kaffern.

Große Rinderherden weiden in der Nähe. Schafe und langhaarige Angoraziegen halten ihren Vormittagsschlaf auf der harten Landstraße. Seine Peitsche schwingend, pfeifend und rufend galoppiert Hermann vor uns her, um den Weg frei zu machen, denn die Tiere sind so verträumt wie manche Schuljungen. Bald kam Umtata in Sicht, die Hauptstadt des Tembulandes.

Aus der Ferne gesehen gleicht eine solche afrikanische Stadt einem großen Wellblechlager. Ziegeldächer kennt man nämlich in Afrika nicht. Vielmehr sind alle Dächer aus Eisenblechen hergestellt, viele Gebäude, Läden und Lagerräume werden sogar nur aus Holz und Blech gebaut. An den breiten Straßen stehen die niedrigen Häuser der Europäer. Wir erreichen bald den Marktplatz, der mit seiner Größe und seinem unfreundlichen Aussehen sehr an einen Exerzierplatz erinnert. Welch buntes Treiben belebt doch einen solchen Platz, besonders am Markttage! Aus dem fernen Urwald rollen schon seit dem frühen Morgen die schweren Holzfuhren heran. Jeder solcher Wagen ist mit acht Paar Ochsen bespannt. Ihr feierlicher Schritt bleibt sich immer gleich, trotz des Peitschenknallens und des endlosen Geschreies ihrer Treiber. Die Wagen sind mit kurzen Baumstämmen beladen, ein begehrter Artikel im holzarmen Südafrika. Für eine solche Holzlast, welche als Feuerungsmaterial dient, wird oft bis hundert Mark und darüber bezahlt. Die Farmer der Umgegend bringen auf flotten Pferdekarren ihre Erzeugnisse zu Markte, die dann von Kafferburschen eilfertig in der Verkaufshalle oder deren Nähe aufgestellt werden. Hier auf dieser Tischreihe sind Kartoffeln in kleinen Häuflein geschichtet. Auf jenen Tischen werden rote Rüben, Kohlköpfe oder Kürbisse aufgestellt. Dort gibt's Eier, dort Obst und Fleisch, nach Sorten geordnet, dort sind Butter und Hafer zu haben. Da drüben werden an den Füßen gefesselte Hühner und Enten zusammengetragen. Punkt 8 Uhr morgens ist alles zum Verkauf fertig. Eine Glocke wird geläutet; das ist das Zeichen zum Beginn des Handelns. Dies Geschäft wird aber nur von den Herren des Städtchens besorgt. Dort steht eine Gruppe derselben um den Fleischtisch. Jeder hat sich womöglich schon in die Nähe des Fleischhäufchens gestellt, welches er kaufen will. Da steht der freundliche Herr Bürgermeister, der zugleich Landrat und -Richter ist, neben einigen Schweinsrippen. Dort sehen wir die Herren Pastoren, unter ihnen den Herrn Erzbischof, die Herren Aerzte, Großkaufleute, Gastwirte, den Postmeister und den Barbier. Alle sind da und warten auf den Verkäufer und seinen Gehilfen. Diese haben nun schon begonnen, mit riesiger Geschwindigkeit jedes Stück Fleisch durch eine kleine Auktion an den Mann zu bringen. In derselben Weise werden dann auch die vielen Häufchen Kartoffeln, Möhren, Zwiebeln usw. verhandelt. Im Hintergrunde lauern die farbigen Diener der Käufer. Auf ihren Wink stürzt immer einer heran, um die erstandenen Waren in Körbe zu packen und heimzutragen. Allmonatlich begleichen dann die Käufer ihre Rechnungen beim Marktmeister, der seinerseits die Lieferanten bezahlt. Lange konnten wir uns aber nicht in Umtata aufhalten, wir brachen auf, und bald führte uns unser Pfad in das Land der Pondo.

2. Im Pondoland.

Das Pondoland wird von den Flüssen Umtata und Umtamvuna begrenzt und bildet das Hinterland von St. Johns, einer kleinen Hafenstadt im Südosten der Kapkolonie. Noch bis vor elf Jahren war es lebensgefährlich, im Pondoland anders als bis an die Zähne bewaffnet zu reisen. Zur Zeit der Häuptlinge Sigcau und Ngwilisо waren dort schändliche Mordtaten an der Tagesordnung. Auf Anstiften der Zauberer wurden mit Vorliebe die reichen Herdenbesitzer umgebracht und ihr Besitz aufgeteilt. Raubkriege herrschten unter den einzelnen Pondostämmen. Die Häuptlinge regierten grausam und willkürlich. Es scheint, als ob selbst jene Heiden den Zustand satt hatten. Denn als 1894 die Kap-Regierung eingriff und die Grenzen des Pondolandes durch einige Kavallerie-Regimenter besetzen ließ, waren Häuptlinge und Untertanen gern bereit, sich ohne Gegenwehr den Engländern zu unterwerfen. Seitdem herrschen in Pondoland geordnete Verhältnisse. So war es für uns kein Wagestück mehr, in diese Gegenden einzudringen. Aber seine Bewohner sind noch heute nicht nur berühmt durch ihren Tabakbau, sondern ebenso berüchtigt als Lügner und Pferdediebe. Man sagt im Kaplande: „Der und der lügt und stiehlt wie ein Pondo". Wir sahen übrigens nicht viel von den Pondo, deren es sicher 150000 gibt. Das lag wohl auch mit daran, daß sie nicht wie die Tembus auf den Höhen wohnen, sondern mit Vorliebe ihre Wohnplätze in den engen und bewaldeten Tälern errichten.

Den ersten Abend verbrachten wir in dem Militärstädtchen Ngeleni, wo wir die Bekanntschaft des Bürgermeisters und Stadtkommandanten machten. Am nächsten Vormittag wurde es etwas regnerisch, aber wir machten uns nichts daraus, sondern strebten weiter, unter der Führung unseres Hermann. Natürlich verfehlten wir den Weg, ritten im strömenden Regen da und dorthin und waren recht froh, schließlich auf einem eben angelegten Handelsplatz Unterkunft finden zu können. In Afrika ist man gastfrei, denn niemand kann wissen, wie bald er durch Unwetter oder Mißgeschick genötigt, selbst bei wildfremden Menschen um Einlaß bitten muß. Daher wurden wir von dem jungen englischen Händler freundlich bewillkommnet und machten es uns in seiner runden Hütte bequem. Diese dient ihrem Besitzer als Wohn-, Speise- und Schlafzimmer.

3. Unterkunft auf einer afrikanischen Reise.

Nach Art der Kaffernhütten war auch diese aus Rasenstücken erbaut. Vier rohe Baumstämme trugen das Grasdach. Eine geräumige Kiste vertrat den Speiseschrank. Der wankelmütige Tisch lehnte an einem der Balken. Ein paar lebensmüde Stühle vervollkommneten die Einrichtung. In der Gesellschaft eines blinden Affen und einiger Hunde führte unser Wirt hier mitten unter den Pondos ein anspruchsloses Dasein. Er war sehr vergnügt darüber, einmal Gäste bei sich zu sehen. Seine Burschen mußten unsere Pferde so gut versorgen, wie es bei dem kräftig auf seine Zugfestigkeit prüfte. Da wir rechtschaffen müde waren, so wurden unsre Schlafstellen bald hergerichtet. Unser freundlicher Wirt stellte uns nicht nur seine Bettstelle und Sofa zur Verfügung, sondern ließ auch seinen ganzen Vorrat von neuen weißen Wolldecken aus seinem Laden herbeischaffen, um mit ihrer Hilfe in Ermangelung von Betten die harten Lagerstätten in mollige Pfühle zu verwandeln. Der Affe durfte zu seinem großen Aerger nicht in unserem Zimmer schlafen, wie er es wohl gewöhnt war. Trotzdem weckte er uns am Morgen mit vergnügtem Grunzen und zwängte dabei seine langen Arme und Beine durch die Türspalte, als wollte er

Unsere Kaffern-Missionare auf Pferden in Mvenyane bei Gelegenheit der Missionskonferenz 1904.

immer noch strömenden Regen auf seinem baufälligen Anwesen möglich war. Sein Koch briet für uns am Spieße einen enten- oder hahnähnlichen Vogel. Er war so knusperig, daß man die Rasse nicht mehr feststellen konnte. Dann wartete der Küchenjunge mit schwarzem Tee und Brot auf. Eine an einen Balken geklebte Kerze beleuchtete das Gastmahl. Der Hund und der Hausaffe führten dazu einen lustigen Zweikampf auf und jagten sich gegenseitig die Knochen ab, die wir übrig ließen und sorgten so für die heiterste Unterhaltung. Besonders spaßig war es, zu sehen, mit welchem Geschick der blinde Affe den Hund irgendwo zu packen wußte. Dann tastete er sich fort auf dem Rücken desselben und von da nach dem Schwanze, den er dann mit beiden Händen uns seinen Morgengruß zuwinken.

Der helle Sonnenschein sah uns bald wieder im fröhlichen Trabe dahineilen. Zum Frühstück kehrten wir bei einem Händler ein, der uns als sehr gastfreundlich empfohlen war. Er gab uns auch guten Bescheid über den Weg zum Strande. Gegen Mittag sprachen wir bei einem anderen Kaufmann vor. Er empfing uns in seinem Verkaufslokal und saß dabei wie ein Schneider auf dem Ladentische. „Guten Morgen, sind Sie Aerzte? Können Sie meinen Fuß operieren?“ Mit diesen Fragen begrüßte er uns. Er hatte nämlich einen dickverschwollenen Fuß und litt große Schmerzen. Er wartete schon seit Tagen auf den Wundarzt aus der nächsten Stadt. Wir konnten ihm leider nicht viel

helfen, denn auf chirurgische Eingriffe waren wir diesmal nicht vorbereitet. Schon mehrere Jahrzehnte hatte dieser Händler hier zugebracht, weit ab von allem Verkehr mit Weißen. Er besaß das unbegrenzte Vertrauen der Pondos. Seiner Krankheit wegen hatte er nämlich jetzt einen Pondo als Verkäufer angestellt. Aber die Leute wollten nichts kaufen, wenn nicht der Weiße selbst anwesend wäre. Darum blieb ihm nichts weiter übrig, als sich auf seinen Ladentisch betten zu lassen. Seine bloße Gegenwart genügte, um die Kunden zu überzeugen, daß ihr Landsmann sie nicht betrüge. In all diesen Läden werden nur einige wenige Dinge verkauft, als Wolldecken, bedruckter Kattun, Blechgeschirr, Reitzeug, Kaffee, Zucker, Tabak und der Haupttoilettenartikel der heidnischen Kaffern — der rote Ocker — mit dem sie ihren Körper einschmieren. Die Kaufenden bezahlen mit Mais, Fellen und Schafwolle. Das bare (englische) Geld ist rar. Wir ritten bald weiter.

Auf der Rückreise haben wir dann unsere Bekanntschaft erneuert. Der Doktor war bald nach uns gekommen, und somit fanden wir unsern Freund recht munter. Weil wir ihm gute Vorboten gewesen waren, ließ er uns aufs beste bewirten. Das war auch sehr nötig. Doch erst muß ich erzählen, wie unsre Hinreise weiter verlief.

4. Am afrikanischen Seestrand.

Je näher wir der See kamen, um so reicher wurde das Landschaftsbild. Herrlicher Urwald umsäumt den Meeresstrand. Da sieht man himmelstrebende Gelbholzbäume und Zypressen. An ihnen empor ranken sich efeuähnliche Schlingpflanzen. Aus dem schwarzstämmigen Zuckerbuschgehölz ragen die vornehmen Dattelpalmen hervor. Dort frischgrünendes Gras, dazwischen wilde Felspartien. Dem ewig feuchten Boden entströmt Moderduft, herrührend von Pflanzenresten und den vielen faulenden Baumstämmen. Vielleicht hat sie der Blitz gefällt, oder es ist ihnen zu wohl geworden im feuchten Grunde. Sie wollten zu hoch hinaus, haben ihre Nachbarn übermütig schnell überflügelt und dann den Halt verloren. — Ein schöner neuer Weg führte uns durch diese üppige Gegend.

5. Ungebetene Gäste.

Bei Sonnenuntergang erblickten wir die schöne See. Lange hatten wir die unendliche Flut nicht mehr gesehen. Auf einem kahlen Hügelrücken, der sich bis nahe an die Küste heran schob, gewahrten wir einige Häuser. Wir ritten darauf zu. Es war der Wohnplatz eines Händlers, auf dessen Gastfreundschaft wir, ohne ihn zu kennen, gerechnet hatten. Wir wollten uns einige Tage bei ihm einlogieren, aber leider fanden wir seine Tür verschlossen. Da kam eine Hottentottenfrau herbei. Es war die Haushälterin. Wir erkundigten uns nach dem Besitzer, aber die Frau antwortete nicht. Wir fragten nun auf englisch, kaffrisch und holländisch, in welcher Sprache sie mit uns zu verhandeln beliebe. Es wollte mit keiner der drei Zungen recht gehen, aber die Wortkarge machte uns doch klar, daß der Weiße auf drei Tage weggeritten sei. Das ergab eine nette Aussicht für den geplanten Seeaufenthalt. Wir hatten eben die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Jedoch umkehren wollten wir nicht, denn dazu waren wir zu hungrig und zu müde. Wir stiegen also ab und machten der Frau klar, daß wir hier über Nacht zu bleiben wünschten, am liebsten im Hause des Weißen. Wider Erwarten ging sie brummend darauf ein und schloß die Schlafkammer des Händlers auf. Nun war uns geholfen. Sattel und Taschen wurden in das enge Stübchen geschafft, und wir machten es uns bequem. Da es nur ein Bett gab, richteten wir auf der Diele eine zweite Lagerstätte her und benutzten dazu alles Passende. Mit Hilfe eines vorhandenen Beinkleids unseres abwesenden Wirtes wurde das zerbrochene Fenster dicht gemacht. Und als wir dann noch ein wenig Regenwasser zum Waschen, etwas schwarzen Tee, Zucker und trocknes Brot bekamen, fühlten wir uns ganz wohl. Bei benachbarten Kaffern fand auch Hermann sein Plätzchen. Die Pferde jedoch mußten im Freien angebunden werden.

Nach einer leidlichen Nachtruhe überdachten wir die Lage und beschlossen, ein paar Tage hier zu bleiben, bis der Händler heimkäme. Wir ließen uns auch nicht davon abbringen, als die Hottentottin geltend machte, daß sie uns nur mit Kaffee und Brot aufwarten könne. (Schluß folgt.)

Aberglauben der Eskimo.

Der Saaldiener Thomas in Hebron hatte ein Kind, das verunglückt war und an Hüftverrenkung litt. Infolge davon entzündete sich die Hüftgegend, und an verschiedenen Stellen brachen Löcher auf, durch die beständig Eiter abfloß. Der Missionar erkundigte sich gelegentlich nach dem Befinden des Kindes, da meinte der Vater: „Gestern und heute ist der Schmerz stärker, das kommt aber daher, weil bald jemand sterben wird; steht dies in Aussicht, dann pflegt es so zu sein“. Der Missionar suchte ihm seinen Irrtum zu beweisen; da entschuldigte er sich und sagte: „Die Eskimo sind eben sehr schwach am Verstand“.

Durch Schw. Ida Zierfuß, Wernigshausen: aus dem Neger von Paula Schade Mk. —.70, aus dem Neger von Hedwig und Albert Gräfenstein Mk. —.62, von Minna und Olga Schröder für die Heidenkinder Mk. —.70, von Wernigshauser Sonntagsschulkindern Mk. —.80, zusammen Mk. 2.82 mit herzlichem Dank erhalten. **Missionsverwaltung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1906. 7. Jahrgang.

Auf abschüssiger Bahn.

Die Geschichte von Sikili, einem Nikaknaben in Deutsch-Ostafrika.

Nach Mitteilungen des Bruders Dr. Bachmann in Mbozi
vom Herausgeber.

Es war im Jahre 1899, als Br. Bachmann mit seiner Gattin von Rungwe, der Hauptstation der Nyassa-Mission der Brüdergemeine, nach Norden zu aufbrach, um auf dem vier Jahre zuvor gegründeten Missionsplatz Utengule zu arbeiten. Nachdem sie am ersten Tag den langgestreckten Gebirgszug auf dem Igale-Paß überschritten hatten, stiegen sie am zweiten in die weite, heiße Ebene hinab. Da grüßte sie bald die Häusergruppe der neuangelegten Station. Hier in Utengule war es, wo Geschw. Bachmann zum erstenmal dem Knaben Sikili begegneten.

Wie war die erste Begegnung mit ihm?

1. Ein schöner Anfang.

Ach, der damals etwa zwölfjährige Bursche schleppte sich mühsam mit einer Wunde am Knie herum, und da er dem Missionar und seiner Frau die Güte am Gesicht ablas, bat er sie bald, ob er bei ihnen bleiben dürfe. Das wurde ihm gewährt, denn der erste Eindruck, den der Knabe auf Br. Bachmann machte, war ein durchaus guter. Was sollte er aber im Missionshaus tun? Nun, Geschw. Bachmann hatten niemanden, der ihr Söhnchen Ernst hätte beaufsichtigen können, da kam ihnen der Gedanke, das wäre etwas, was Sikili wohl leisten könnte, und so wurde der Knabe — wie wir sagen würden — „Kindermädchen". Bei dieser Arbeit zeichnete er sich durch sorgsame Mühwaltung, Umsicht und Liebenswürdigkeit ganz auffallend aus. Der Schw. Bachmann freilich gefiel sein Blick nicht recht, es war ihm aber lange Zeit nichts Unrechtes nachzuweisen; und als Br. Bachmann nach Fertigstellung der hauptsächlichsten Bau- und Einrichtungsarbeiten anfing, Schulunterricht zu erteilen, da gab Sikili immer recht gut acht, war auch immer unter den Ersten, die sich zu einer Antwort meldeten, ja er faßte so schnell auf, daß er bald einige tüchtige Kenntnisse sich erworben hatte. Und sobald er sich etwas Geld verdient hatte, kam er, kaufte beim Missionar eine Schiefertafel und übte sich nun fleißig im Schreiben. Auch im Hauswesen zeigte er sich immer anstelliger und verstand recht gut, wo er überall zuzugreifen und zu helfen hatte. Schon hegte Br. Bachmann die Hoffnung, daß ihm der Knabe später einmal eine rechte Hilfe werden könne, zunächst bei der äußeren Stationsarbeit, dann aber vielleicht auch bei der geistlichen Bedienung der jungen Christengemeine und der Heiden in der Umgegend. Allerdings merkte er auch hin und wieder, daß Sikili seiner Frau etwas naseweis begegnete und ihr manchmal recht ungezogen über den Mund fuhr, doch glaubte er, das würde sich mit der Zeit schon geben und der Junge könne noch bescheiden und gehorsam werden.

Aber ach, das verlor sich eben nicht, es wurde

mit diesen Dreistigkeiten im Lauf der Zeit immer schlimmer, ja alle Vorstellungen und Drohungen, ihm die Arbeit und den Verdienst zu entziehen, nutzten bald nicht mehr viel.

2. Der erste Bruch.

Da gab es eines Abends einen häßlichen Lärm im Stall. Br. Bachmann ging hinüber, um sich nach der Ursache zu erkundigen. Was fand er da vor? Sikili stand mit einem Stock in der Hand da; an der Wand hatte er seine Jacke aufgehängt, und auf diese schlug er nun mit dem Stock ein, daß sie zum Ergötzen vieler Zuschauer lustig hin und her schwang. War denn das nicht ein ganz harmloses Vergnügen, wenn es auch nicht grade zur Schonung seines Anzugs diente? Ja wenn es sich nur um die Jacke gehandelt hätte, dann hätte die Sache noch nicht so viel auf sich gehabt, obwohl doch niemand anders als Schw. Bachmann ihm die Jacke genäht haben mochte, denn sie war auf Meilen im Umkreis die einzige Europäerin, die Jacken oder Hemden zu nähen verstand. Aber was träufelt denn da aus dem Ärmel der Jacke heraus? Das sieht ja aus wie Speisereste, wie kommen denn die dort hinein? Sikili hatte sein Essen, das er eben von Schw. Bachmann zugeteilt erhalten hatte, in den Rockärmel gefüllt, diesen ein wenig zusammengebunden, damit nicht gleich die ganze Mahlzeit herausquoll, und nun machte er sich den Spaß, kräftig drauf loszuschlagen, damit beim Hin- und Herschwenken der Jacke allmählich ein Teil des Essens nach dem andern zu Boden floß. Das belustigte natürlich auch all die Umstehenden. Und nicht bloß das machte ihnen Spaß, daß hier Reis und Bohnen, oder was es nun grade Gutes zu Mittag gegeben hatte, so anders behandelt wurde, als man sonst damit umgeht, sondern im Grunde war ihnen das noch viel lustiger, daß Sikili auf diese Weise seine Herrin hinters Licht führte, denn die dachte natürlich, er äße immer ganz treu, was ihm vorgesetzt wurde, und hier tat er es doch ganz und gar nicht. Ja er hatte dieses Schauspiel schon oft vorgeführt und sich so über seine Herrschaft belustigt. Da mußte Br. Bachmann energisch einschreiten, er nahm sofort die Jacke herunter, schlug sie wohl dem Jungen erst einmal um die Ohren, und dann sagte er ihm: „Jetzt habe ich lange genug mit dir Geduld gehabt, jetzt kannst du gehen und sehen, wo du weiter Arbeit bekommst, ich brauche dich nicht mehr in meinem Dienst; denn bedeutet es schon eine Verunehrung der Gabe Gottes, wenn man mit dem Essen so umgeht, wie du es hier tust, so handelst du vor allem häßlich gegen meine Frau und mich, wenn du uns so betrügst und dich hinter unserem Rücken über unsere Güte lustig machst!“ Das war ein ernstes Wort, aber es war sehr am Platz und sollte seine gute Wirkung haben.

Missionar Br. Kretschmer mit seiner Familie und schwarzen Knaben in Deutsch-Ostafrika.

3. Die zweite Dienstzeit.

Nicht lange nämlich dauerte es, so erschien Sikili wieder im Missionshaus und bat um Verzeihung; diese wurde ihm gern gewährt; ja Br. Bachmann wollte es gern noch einmal mit ihm versuchen und stellte ihn wieder in seinen Dienst.

Er brauchte grade einen Hirten für das Stations-Vieh. Diesen Posten vertraute er dem Knaben nun an, und Sikili bewährte sich in seiner neuen Stellung zunächst wieder ausgezeichnet. Ebenso treu und umsichtig, wie er in den ersten Monaten bei der Hütung des kleinen Ernst seinen Dienst versehen hatte, so tat er jetzt wieder seine Pflicht zur vollen Zufriedenheit; auch zeigte sich nichts von seinen anderen Untugenden, und Geschw. Bachmann entschlossen sich daher, ihn auch wieder in ihr Haus aufzunehmen. So ging es eine ganze Reihe von Monaten. Sikili war ja auch nicht der einzige Bursche, der im Dienst des Missionshauses stand, dort hatte damals schon Einzug gehalten Nondo, oder wie er später mit seinem Taufnamen hieß, Simoni, der Musterknabe, von dem in einem soeben erschienenen Schriftchen viel Schönes und Gutes erzählt wird.*) Dieser Simoni hatte an Sikilis Statt die Aufsicht über den kleinen Ernst Bachmann übernommen. Die Gesellschaft dieses trefflichen Jungen hat gewiß auch eine gute Wirkung auf Sikili ausgeübt. Kurz er arbeitete nach jeder Richtung hin ordentlich und gut.

Da kam Br. Bachmann einmal ins Gespräch mit dem ersten Viehaufseher. O weh, der hatte allerhand

*) Anm. Illustrierte Jugendschriften Heft 8. Simoni, der Nikaknabe in Deutsch-Ostafrika. Zu beziehen von der Missionsbuchhandlung in Herrnhut. Preis 10 Pfennig.

Kirche unserer Missionsstation Utengule in Deutsch-Ostafrika.

an Sikilis Dienst auszusetzen. Vor allem klagte er über die Unreinlichkeit des Jungen. Diese war schon so groß geworden, daß der Aufseher erklärte, wenn es damit nicht besser würde, hätte er keine Lust mehr, den Stall weiter zu reinigen. Br. Bachmann nahm den Burschen vor und ermahnte ihn zur Ordnung und Reinlichkeit, und so ging es wieder eine Weile recht gut mit ihm. Br. Bachmann wollte ja auch Geduld üben, soweit es irgend möglich war, denn er wußte wohl, daß es für die schwarzen Kinder, die früher nichts von europäischer Zucht und Ordnung wußten, keine Kleinigkeit sei, sich an alles das zu gewöhnen, was eine gute Erziehung jetzt von ihnen verlangte. Er hoffte auch immer noch, der Junge würde sich allmählich besser entwickeln und sich zu einem tüchtigen Gehilfen heranbilden lassen. Er hatte ja auch seine guten Seiten. Besonders erschien seine Begabung eine recht schöne zu sein, und sein Fleiß und die Aufmerksamkeit in der Schule ließen nichts zu wünschen übrig; er zählte sogar immer zu den besten Schülern, hatte in kurzer Zeit Lesen und Schreiben gelernt und wußte in der biblischen Geschichte trefflich Bescheid. Das zeigte doch, daß ihn wenigstens die Wissenschaft der Europäer interessierte und er bemüht war, sich alle möglichen wertvollen Kenntnisse schnell anzueignen.

4. Die zweite Dienstentlassung.

Da kam ein Abend, an dem Br. Bachmann wieder eine recht böse Erfahrung mit Sikili machen sollte. Wieder einmal erscholl ein großer Lärm vom Dorfe herüber. Der Missionar mußte sich natürlich wieder erkundigen, was los sei. Was erfährt er da? „Dein Hirt Sikili“, so empfingen ihn die Leute, „hat einen kleinen vierjährigen Jungen so geschlagen, daß er sofort liegen blieb und wir alle dachten, er sei tot; es ist zum Glück nicht der Fall, aber der Schlag war so kräftig, daß wir das Schlimmste fürchteten.“ Da war wieder einmal das Maß voll. Mit Sikilis großer Unreinlichkeit hatte Br. Bachmann schon so lange Geduld gehabt, daß er es nicht länger schaffen konnte, zudem war der Bursche immer ungezogener geworden und ließ alle Ermahnungen, sich zu bessern, fruchtlos an sich vorübergehen. Auch war er inzwischen zu einem so stämmigen Menschen herangewachsen, daß es auch um deswillen schwer war, mit ihm auszukommen, wenn er sich nicht fügte; und nun diese neue Untat! Kurz es blieb nichts übrig, als ihn wieder aus der Arbeit zu entlassen. Wohl war dem Missionar das Herz schwer; sollte er doch nun, wenn er Sikili wieder aus den Augen verlor, keine Möglichkeit mehr haben, den Jungen zu einem tüchtigen Menschen zu erziehen. Aber es schienen ja wirklich alle Ermahnungen vergeblich, darum mußte er so hart handeln.

5. Im neuen Dienst.

Und doch sollte dem Sikili noch einmal Gelegenheit geboten werden, in einem Missionshause zu leben, sich somit unter dem bildenden Einfluß einer Missionsfamilie zu einem brauchbaren Menschen zu entwickeln und vor allem ein frommes, gehorsames Kind Gottes zu werden. Im Jahr 1899 nämlich zogen

Inneres der Kirche in Utengule.

Geschw. Bachmann ins Nikaland, um dort in Mbozi die erste Station anzulegen; und zu ihrer Hilfe kam im November desselben Jahres Missionar Jansa mit seiner Frau ebendorthin. Diesen letzteren gefiel der Bursche Sikili recht gut, und da sie eine Hilfe brauchten, nahmen sie ihn bald in ihren Dienst. Geschw. Bachmann teilten ihnen ja freilich ohne Rückhalt mit, was für betrübende Erfahrungen sie mit dem Jungen bereits gemacht hatten, aber sie freuten sich im Grunde nur, daß dem Jungen noch einmal die Möglichkeit gegeben ward, sich zu bewähren und Zucht und Sitte anzunehmen, denn es war ja möglich, daß er sich bei einer neuen Herrschaft mehr zusammennehmen und bestrebt sein würde, das Geschehene wieder gut zu machen. Und die neue Herrschaft erntete in der Tat die Früchte davon, daß sie das Wagnis auf sich genommen hatte, es mit dem Burschen noch einmal zu versuchen. Sikili leistete gradezu musterhafte Arbeit. Auch in der Schule wurde er immer tüchtiger. Besonders von all dem Stoff, der im Religions-Unterricht zur Behandlung gelangte, konnte er gar nicht genug bekommen. Br. Bachmann bangte freilich davor, daß ihm dieser Wissensdurst und vor allem seine gute Begabung und seine allseitige Tätigkeit zu Kopfe steigen könne. Solche vollkommene Menschen haben es ja oft besonders schwer, denn sie werden zu leicht hochmütig und anspruchsvoll, kommen damit vom rechten, guten Wege ab und machen ihren Mitmenschen das Leben schwer. Geschw. Jansa taten an dem Burschen, was sie nur konnten. So nahmen sie z. B. große Rücksicht auf seinen schwachen Magen und gaben ihm daher möglichst leicht verdauliche Kost. Manch liebes Mal stand Schw. Bachmann am Ofen, um für Sikili Reis und ähnliche leicht bekömmliche Sachen zu kochen, und vor allem leiteten sie den Knaben zu allem Guten an. (Schluß folgt.)

Fabeln der Mokito-Indianer.

Mitgeteilt von Br. E. Gebhardt.

1. Die Geschichte von den Rehen.

Drei Brüder wohnten zusammen in einem Hause, der eine von ihnen war ein ausgezeichneter Schütze und tötete besonders viel Rehe, oft zwei bis fünf Rehe an einem Tage. Das ging eine lange Zeit so fort, bis den Rehen angst wurde, der Mann würde sie noch alle töten. Sie hielten daher eine Ratsversammlung ab und berieten, wie sie den Jäger, der so viele Rehe umbrachte, unschädlich machen könnten. Sie beschlossen, daß ein Reh als Jungfrau verkleidet den Mann in ihre Gewalt bringen sollte.

Eines Tages, als die drei Brüder in ihrem Hause waren, kam eine Jungfrau in ihr Haus. Sie erzählte, daß sie eine Waise sei und einen Mann suche. Da sie schön war, so wollte jeder der drei Brüder sie zur Frau haben. Die Jungfrau sagte, sie wollte nur einen Mann haben, der ein guter Jäger sei und viele Rehe töte. Sie veranstaltete ein Probe-Schießen mit Pfeil und Bogen. Ein Kürbis wurde als Zielscheibe aufgestellt und alle drei Brüder machten Probeschüsse. Die zwei ersten trafen aber nur die Außenseite des Kürbis, während der dritte mit dem Pfeil den Kürbis in der Mitte traf und ihn in zwei Teile spaltete. Letzteren nahm die Jungfrau zum Mann. Nachdem sie drei Wochen mit einander gelebt hatten, sagte die Frau zu ihrem Manne: „Komm mit mir, um meine Verwandten zu sehen.“ Der Mann war damit einverstanden und wollte seine Flinte, Pfeile und Bogen mitnehmen, die Frau wehrte ihm aber und sagte: „Meine Verwandten haben Flinten und Pfeile genug, damit kannst Du auf die Jagd gehen, wenn Du willst, warum sollst Du die Sachen so weit tragen?“ Nach vielem Zureden brachte sie den Mann soweit, daß er seine Flinte zu Hause ließ, aber seinen Bogen und zwei Pfeile nahm er mit. Sie gingen ein Stück zusammen, bis sie in die Savannah (Grassteppe) kamen. Hier fragte die Frau den Mann, ob er den Platz kenne. „Ja“, sagte er, „hier habe ich Rehe geschossen.“ Wieder und wieder fragte die Frau den Mann, bei jeder Biegung des Weges, ob er die Gegend kenne, der Mann war aber auf seinen Jagden so weit herum gekommen, daß ihm die ganze Gegend weit und breit bekannt war. Endlich aber kamen sie in Gebiete, die dem Mann unbekannt waren. Plötzlich sagte die Frau zu ihm: „Warte einen Augenblick hier, ich werde bald wiederkommen.“ Darauf verschwand die Frau. Bald darauf hörte der Mann einen langen Pfiff und nach demselben ein Rauschen von allen Seiten. Seine Frau kam als Reh verwandelt zurück, und ihr folgten Scharen von Rehen, alle begierig, sich an dem Manne, der so viele Rehe getötet hatte, zu rächen. Jedes Reh wollte einen Teil seines Körpers als Beute davon bringen. Der Mann sah, daß er in eine Falle geraten war, aber er verzagte nicht. Er nahm seinen Bogen und schoß einen Pfeil in die nächste Kiefer, und im Nu war der Mann auch auf der Kiefer, zog den Pfeil heraus und schoß ihn in die nächste Kiefer, so ging es fort, die Rehe in Scharen hinter ihm her, bis der Mann in der Nähe seines Hauses in eine Kiefer schoß; und sobald er den Pfeil herausgemacht, eilte er in sein Haus, in das die Rehe ihm nicht zu folgen wagten. So entkam er dem Tode.

Rätsel.

Die Erste sitzt an unserm Fuß, — Die Zweite jeder lernen muß, — Der gern französisch sprechen will. — Im Ganzen aber sitzt man still — Und paßt gut auf — sonst geht es schlecht. — Nun ratet unser Rätsel recht!

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1906. 7. Jahrgang.

Wie man in Moskito fröhlich Erntefest feiert und Gott Dank opfert.

Wieder haben einmal die Felder und Gärten ihre Frucht gebracht und zwar eine reiche Frucht. All das Korn und die Kartoffeln, die vor wenigen Wochen noch auf den Fluren draußen der Ernte entgegenreiften, und das viele Obst, das uns in diesem Jahre auf den Bäumen und Sträuchern beschert war — wo ist es denn hin? Die Menschen, klein und groß, haben es eingeheimst, sie füllten damit ihre Scheunen und Keller, und wohin so manche, manche Birne und Pflaume und vollends viele von den schönen rotbackigen Aepfeln hingewandert sind, das wißt ihr lieben kleinen Leute am besten. In Mund und Magen! Gelt?

Für all das Schöne und Gute, das uns der gütige Gott durch die reiche Ernte dieser Wochen zugeführt hat und das uns noch manche Stärkung und Labung für die Zukunft verspricht, dafür wollen wir ihm immer wieder recht von Herzen danken.

Nicht wahr? Einmal haben wir es alle schon getan. Gemeinsam im Gotteshaus. Am Erntedankfeste.

Darum wird uns interessieren, heut zu hören, wie unsere Heidengemeinen Erntefest feiern. Die schmücken ihre Kirchen mit Vertretern von all den Früchten, die bei ihnen in Busch und Feld reifen, wie es ja in manchen unserer Gemeinen in Deutschland auch üblich ist und wie das Bild es uns von einer unserer Surinamer Gemeinen zeigt. Ob aber auch alle deutschen Christen dann diese Schätze als dem geopfert ansehen, der sie gegeben hat, wie dies die Heidenchristen fast überall tun?

Doch ich will nichts im voraus verraten. Lest selber, was uns die Gattin eines unserer Missionare im folgenden von der Moskitoküste erzählt. Schwester Weinstein ist es, auf der Station Rama; sie schildert:

1. Die Vorbereitungen zum Fest.

Der Sendung von 83 Mark aus der Mitte unserer Ramagemeine möchte ich einige Worte beifügen, um zu erzählen, auf welche Weise unsere Indianer diese Summe zusammengebracht haben und damit das ihrige taten, um den großen Berg der vorjährigen Missionsschuld ein klein wenig abtragen zu helfen. Am 26. November vorigen Jahres, also bald, nachdem mein Mann und ich von Deutschland zurückgekehrt waren und die Bedienung der Gemeine übernommen hatten, regten sich gar fleißige Hände. Da brachten die einen Palmenzweige, die anderen und zwar die kleineren Leute Blumen, andere wieder allerhand Kraut, Schlingpflanzen usw. Und das alles, um die Kirche auszuschmücken, denn am 1. Advent wollten wir Erntedankfest feiern. Br. Lorenz, der zweitälteste Mann in Rama, sagte, wir müßten vor allem aus dem Grunde dankbar feiern, weil der Herr uns vor Orkanen, den verheerenden Wirbelwinden, die oft ganze Ortschaften zerstören, bewahrt habe. Das

Erntefest-Putz in einer Missionskirche (Suriname).

war diesem Manne, der einst den schweren Orkan des Jahres 1865 erlebt hatte, am allerwichtigsten, obwohl der treue Herr noch sehr viel außer dieser Bewahrung an der kleinen Gemeine getan hat. Obgleich unsere Leute sehr schweigsamer Art sind, hörte man doch bei der Kirchenausschmückung sehr viele Stimmen durcheinander schwirren, leider aber in der Namasprache, und da verstand unser einer, der erst einen Monat am Orte wohnte, noch nichts. Die Sprache, welche hier in der Kirche und Schule gewöhnlich gebraucht wird, ist die englische.

Doch in ihrem Schmuck allein würde die Kirche der Missionsschuld noch nicht viel geholfen haben. Da mußte noch etwas anderes hinzukommen. Und siehe, es ließ nicht lange auf sich warten. Bald kamen sie, Männer und Frauen, mit Säcken schwer beladen, und schütteten ihre Orangen in Menge vor dem Predigttisch aus. In gleich großer Menge waren Kokosnüsse, grüne wie schon reife, vertreten. Zuckerrohr zierte die Säulen, und die Brotfrucht, die leider noch nicht reif war, schmückte doch wenigstens mit den Raum. Auch von der Casavawurzel waren einige Pfund erschienen, ebenso Koru (Mais), Papaia (eine süße Frucht), ferner Kalabasche, weiter vier Eier, von denen jedes hier 17 Pfennig kostet, also ein teurer Artikel. Auch einen lebendigen Hahn hatte eine Frau angeschleppt gebracht, der wurde aber aus der Kirche hinaus gewiesen, und von mir für 1.50 Mark gekauft. Bananen und Planten zierten den Boden. Nachdem alles schön aufgebaut war, rieben sich einige Leute vor Freude die Hände. Dann steckten wir in unsere Leuchter die Kerzen, da die Leute wünschten, daß der Gottesdienst beim Schein der Kerzen stattfinden möchte, was leicht ausgeführt werden konnte, da es hier ja schon um 6 Uhr Nacht wird.

Mit dem Sängerchor hatten wir das schöne Stück „Hosianna“ eingeübt, was die Sänger von früher her kannten, wenn sie auch leider fast alles wieder vergessen hatten. Wir hätten mehr Zeit zum Ueben haben sollen, aber daran fehlte es eben.

2. Der Festtag.

So brach endlich der ersehnte Festtag an. Es war ein schöner Tag, der 27. November, und es regnete an ihm nicht, was es seit unserer Ankunft jeden Tag getan hatte. Um 5 Uhr abends läutete die Glocke. Eine halbe Stunde dauerte es, bis die Leutchen alle zusammen gekommen waren, denn „immer hübsch langsam“ ist die Losung unserer lieben Indianer, und ich kann nicht leugnen, daß es uns manchmal eine große Geduldsschule ist, wenn man so warten muß, während man vor Arbeit nicht weiß wohin und die Zeit so kostbar ist, aber das alles die lieben Leute nicht im geringsten zur Eile anspornt. Die Feier begann und dauerte mit Gesängen, Schriftverlesen und Rede eine starke Stunde. Am Schluß sammelten wir dann eine Kollekte ein und erhielten beinahe 40 Mark. Nachher wurden noch all die schönen Sachen, die Erntegaben, zum Besten der Mission verkauft. Was nicht Absatz fand oder was die schlauen Saaldiener nicht sofort verkaufen wollten, weil sie damit in Bluefields höhere Preise zu erzielen hofften, wurde in diese unsere Hauptstadt versandt. Die Lehrerin, Fräulein Smith, reiste mit all den Sachen in die Stadt. Diese war früher drei Jahre in Karata bei uns, erst als Lehrerin, dann zur Hilfe bei den Kindern, jetzt aber kehrte sie wieder in ihre Heimat zurück.

Und was hat nun der Erlös der Sachen gebracht? Denkt euch: volle 43.33 Mark! War das nicht viel für die kleine Gemeine von etwa 180 Mitgliedern? Alle hatten getan, was sie konnten. Und doch sprachen die Leute davon, sie wollten bald wieder auf irgend welche Art etwas für die Mission tun. Sie wollen nämlich alle möglichen seltenen Dinge, wie Federn usw. durch einen Missionar nach Europa schicken, damit das alles dort zum Besten der Mission verkauft werden kann. Nun, der treue Herr, der das Wollen gab, wird auch zum Vollbringen helfen. Solche Freigebigkeit trägt ihren Segen schon in sich: Unsere lieben Leutchen werden dadurch immer mehr zum Geben angespornt, und sie dürfen erfahren, was in Gottes Wort steht: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb! Das wollen wir uns alle merken. Nicht wahr? Und damit Gott befohlen!

Seid gegrüßt von

Eurer Schwester

J. Weinstein.

Auf abschüssiger Bahn.

Die Geschichte von Sikili, einem Nikaknaben in Deutsch-Ostafrika.

Nach Mitteilungen des Bruders Tr. Bachmann in Mbozi vom Herausgeber. (Schluß).

6. Diebstahl, Lüge, Ausweisung aus der Station.

Aber ach, all diese Rücksicht schien vergeblich, bei Sikili brach bald wieder die alte Natur hervor, ja sie siegte schließlich, weil er sie nicht mit Ernst und von Grund aus zu überwinden bemüht war. Es kamen bald allerhand neue Unarten zutage, die ihn seinen Mitmenschen recht unleidlich machten. So fing er an zu naschen — vielleicht hatte er das auch früher schon getan, Geschw. Bachmann hatten es aber nicht gemerkt — weiter verwendete er unnötig viel Sorgfalt auf seine Kleidung. Er bettelte die Missionsgeschwister um alle möglichen Kleidungsstücke; was er davon erhielt, hing er sich um, so daß er schließlich wie ein Affe aussah und sich ganz verunzierte; und was das Schlimmste war, es dauerte nicht lange, so fuhr er Schw. Jansa ebenso über den Mund wie seiner früheren Herrin und ließ sich überhaupt nichts mehr sagen.

Ja noch mehr: Eines Tages, als ihn Schwester Jansa bei der Arbeit wähnte, sah sie ihn plötzlich aus ihrer Wohnstube herauskommen. Sofort hegte sie das Mißtrauen, daß da wohl irgend etwas nicht in Ordnung sei. Gewiß, meinte sie, hat Sikili meine Abwesenheit benutzt, um irgend etwas unrechtes zu tun. Und so war es leider auch. Der Bursche hatte sich von den Sachen der Schw. Jansa ein Stück Stoff gestohlen und sich dann damit an ihre Nähmaschine gesetzt und den Stoff nun irgendwo auf seine Jacke aufgenäht. Warum? Um eine Tasche zu bekommen. Als ihn die Missionarsfrau darüber zur Rede stellte, leugnete Sikili erst alles ab. Das machte die Sache aber nur noch schlimmer, denn so kam nun zu der Ungehörigkeit, die Sachen seiner Herrin ungefragt zu benützen, und zu dem Diebstahl noch eine Lüge hinzu, denn es war zu deutlich nachzuweisen, daß Sikili all dies Unrecht getan hatte. So war es wieder einmal mit seinem Dienst im Missionshaus zu Ende. Wie Geschw. Bachmann früher, so konnten ihn auch nun Geschw. Jansa nicht mehr länger behalten. Ja man mußte jetzt noch einen Schritt weitergehen; man mußte dem Burschen vorhalten, daß, wenn er sich nicht ganz wesentlich bessere, er künftig nicht nur nicht mehr im Missionshaus wohnen dürfte, sondern auch die ganze Missionsstation verlassen müßte. Das nahm der Junge recht übel auf. Im Grunde freilich schien es ihm ja wohl erwünscht, die lästige Aufsicht des Missionars los zu werden, und darum lag ihm gar nicht so viel an dem weiteren Aufenthalt auf der Station. Was ihm die Missionare bieten konnten, allerhand Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und christlicher Religion; auch allerhand Anleitung im häuslichen Leben, Kenntnisse und Handgriffe, mit denen er im späteren Leben etwas vorstellen und sich Geld verdienen konnte, das hatten sie ihm ja geboten, mehr brauchte er zunächst nicht; mit dieser Ausrüstung konnte er sich schon eine recht gute Stellung verschaffen. Leben aber wollte er von nun an, wie es ihm gefiel, ganz seinen eigenen Lüsten und Genüssen gemäß. Das merkte man gar bald, denn schon so lange er noch auf der Station verblieb, zeigte sein Benehmen keinen rechten Anstand mehr und nicht das wohlgeordnete gesittete Wesen, wie man es früher an ihm wahrgenommen hatte und das man von einem Christen und dem Bewohner einer christlichen Niederlassung verlangen muß. Ja Sikili ergötzte mit seinem ungehörigen Betragen eine ganze Anzahl unfester junger Leute; er verursachte oft lärmende Auftritte von allerlei Volk; kurz, es blieb nichts anderes übrig, als daß ihm der Missionar nun erklärte, er habe die Station zu verlassen. Br. Bachmann hatte das kommen sehen, aber mit dieser schärfsten Maßregel immer

Eingeborene auf einer Missionsstation in Deutsch-Ostafrika an der Arbeit (Ziegelstreichen in Sikonge).

noch zurückgehalten. Jetzt aber, wo der Bursche durchaus nicht mehr hören wollte, mußte er fühlen.

Er ist dann auch wirklich weggegangen und hat sich zunächst im Gebiet des Häuptlings Mweweimupwa aufgehalten. Lange haben die Missionare nichts von ihm gehört. Hoffen wir, daß er bald wieder zur Besinnung kommt und den Weg auf die Missionsstation zurückfindet, vor allem aber, daß er ein brauchbarer Mensch wird, will's Gott, auch noch zu einem tüchtigen Gehilfen des Missionars herangebildet werden kann! Vielleicht kann ich euch später näheres darüber mitteilen, wie es weiter mit Sikili gegangen ist. Heute aber laßt uns im Blick auf die bisherige Geschichte dieses Jünglings das ernste Wort bedenken, daß Gott der Herr schon vor Jahrtausenden zu dem Mörder Kain sprach: „Ist es nicht also? Wenn du fromm bist, so bist du angenehm, bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Tür. Aber laß du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie". Und im Neuen Testamente lesen wir die Mahnung: „Lasset die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leib"; denn „der Sünde Sold ist der Tod".

Fabeln der Moskito-Indianer.

Mitgeteilt von Br. E. Gebhardt.

2. Eine Dämonen-Geschichte.

Ein Moskito-Mann hatte einst mit seinem Schwager verabredet, sehr früh am Morgen in einem Bach Fische zu fangen. Als der Mann im besten Schlaf war, klopfte es an seine Tür, und als er fragte, wer da sei, antwortete jemand: „Komm Schwager, es ist jetzt Zeit, fischen zu gehen". Der Mann glaubte, daß sein Schwager riefe, stand auf und machte sich mit seinem vermeintlichen Schwager auf den Weg nach dem Bach, wo sie verabredet hatten zu fischen. Es war noch ganz dunkel, als sie bei dem Bach ankamen. Sie fingen an zu fischen und fingen auch viele Fische, aber allmählich kam dem Manne das Wesen seines Begleiters verdächtig vor. Als es anfing zu dämmern, sah er, daß sein vermeintlicher Schwager die gefangenen Fische fraß und nur den Kopf davon wegwarf. Nun war es ihm klar, daß er es mit einem Teufel zu tun hatte, und er trachtete nun danach, ihm zu entfliehen, ließ aber nichts merken, daß er Verdacht hege, sondern tat, als glaube er, es mit seinem Schwager zu tun zu haben. „Schwager, gehe doch ein Stück den Bach hinauf und treibe die Fische zu mir herunter, ich werde sie hier auffangen", sagte er zu dem Teufel. Dieser ging ein Stückchen den Bach hinauf; der Mann redete ihm aber zu, noch weiter zu gehen, was der Teufel endlich tat.

Sobald der Teufel außer Sicht war, raffte der Mann schnell einige Fische zusammen und lief, was er konnte, davon. Bald aber hörte der Mann den Teufel hinter sich herkommen mit unheimlichem Getöse. In der Savannah (Grassteppe) traf der Mann einen Frosch, der auf einer Zeder-Kiste sitzend, seine Beinkleider flickte. Diesem rief er zu: „Schnell verbirg mich, denn ich werde vom Teufel verfolgt". Der Frosch stieg von der Kiste herunter, machte den Deckel auf und gebot dem Manne, hineinzukriechen, was dieser auch tat. Dann klappte der Frosch den Deckel zu, ging ein Stück weiter und zündete die Savannah an, kam dann zurück, setzte sich auf die Kiste und nähte weiter an seinen Hosen. Bald darauf kam der Teufel und fragte den Frosch, ob ein Mann bei ihm vorbeigekommen sei. „Da siehst du den Savannahbrand, den der Mann im Vorbeigehen angezündet hat", sagte der Frosch zum Teufel, und dieser ging seiner Wege. Sobald der Teufel fort war, machte der Frosch den Kistendeckel auf, rief dem Manne zu, er solle schnell kommen, und wies ihn an, auf einen in der Nähe stehenden hohen Baum zu steigen. Der Mann tat, wie ihm gesagt wurde. Kaum hatte sich der Mann in dem Laubwerk des Baumes versteckt, als der Teufel zurückkam und von dem Frosch verlangte, ihm den Mann auszuliefern. Er untersuchte die Kiste, fand ihn aber nicht. Da drohte der Teufel, den Frosch zu verschlingen, wenn er ihm nicht sage, wo der Mann sei. Um sein Leben zu retten, sagte der Frosch dem Teufel, wo der Mann sich befand. Der Teufel ließ nun alle Vögel des Waldes kommen und befahl ihnen, den Baum, auf dem der Mann Zuflucht genommen hatte, zu fällen, aber die Schnäbel der Vögel zerbrachen an dem harten Holz, nur der Specht war imstande, den Baum zu fällen. Als der Baum nahe daran war zu fallen, sprang ein Affe von einem in der Nähe stehenden Baume auf den Baum, auf dem der Mann saß, und sagte zu ihm: „Wenn ich dir ein Zeichen gebe, dann halte dich an meinem Hals fest und mach deine Augen zu, ich werde dich retten". In dem Augenblick, als der Baum zu fallen anfing, gab der Affe das Zeichen, der Mann hielt sich an dem Affen fest, dieser sprang mit dem Mann auf dem Rücken auf den nächststehenden Baum und von diesem weiter, bis er endlich den Mann auf einem Wege absetzte, der zu seinem Hause führte. Der Affe bat den Mann, aus Dankbarkeit dafür, daß er ihm das Leben und ihn damit vom Teufel gerettet hatte, nie einen Affen töten zu wollen, was der Mann auch versprach. Da aber leider später viele Moskito-Indianer dennoch Affen getötet haben, so hat auch der Teufel noch soviel Macht über sie.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger B. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1906. 7. Jahrgang.

Weihnachtsfeiern in Mapoon (Australien).

Will ein Missionar ganz unwissenden Heiden am Weihnachtsfeste klar machen, was es um die große Freude ist, die allem Volke widerfahren wird (s. Lukas 2, 10), so muß er das auf eine ihnen faßbare Art und Weise tun. So dachte auch Bruder Hey in Mapoon (Mapun) in Australien. Er feierte darum wohl erst Gottesdienste mit ihnen, voran eine schöne Christnacht im Gotteshaus, dann aber machte er Spiele mit seinen lieben Schwarzen, die sich bei solchen wie Kinder ergötzen. Sie sollten auf diese Weise erst überhaupt verstehen lernen, was Freude und Liebe ist. Das wissen ja die Heiden nicht. Bruder Hey befand sich übrigens in englischen Landen, wo auch unter Christen die beiden Weihnachtsfeiertage nicht in der Weise als kirchliche Feste gefeiert werden, wie in Deutschland. Hören wir von einer Festfeier in Mapoon im Jahr 1895!

Da sammelten sich am Weihnachtsabend 60 bis 70 eingeborene Knaben und Mädchen auf dem eingezäunten Platz, der das Missionshaus umgibt. Erst mit Gebäck und Zuckerwasser bewirtet, empfing jedes ein Kleidungsstück als Geschenk. Dann spielten sie, bis es Zeit zum Christnachtsgottesdienst war. Da rief der Ton der Glocke alt und jung herbei. Gegen 320 Schwarze vereinigten sich in dem Kirchlein, in dem ein großer Christbaum und bunte Eislaternen festlich erglänzten. Die Kinder sangen allerhand Lieder sehr nett und sagten Sprüche aus der Weihnachtsgeschichte auf. Dann sprach Bruder Hey über die Bedeutung des Festes. Und zum Schluß wurden die von australischen Freunden gesandten Gaben, die am Christbaum hingen, verteilt. Was für Augen machten die Burschen und Mädchen! Erst kam einiges Eßbare an die Reihe. Schon das rief große Freude hervor. Aufs höchste aber stieg das Entzücken, als Glasperlen und vor allem Puppen zur Verteilung kamen. „Bitte, gib mir Puppe, mich nicht brauchen Geflügel!“ rief ein großes Mädchen, und damit wollte sie zurückgeben, was sie empfangen hatte. Sie hatte nämlich ein Spielzeug bekommen, das aus einem Hahn bestand, den eine aufgezogene Feder in Bewegung setzte. Das hätte weiße Kinder in Entzücken versetzt, das Mädchen aber wußte nichts damit anzufangen. Dann ging die feiernde Schar auseinander. Nach der Morgenandacht des nächsten Feiertags sammelte Bruder Hey alle Knaben und Männer am Strande und veranstaltete mit ihnen Wettläufe, Uebungen im Springen und allerhand andere Spiele, während seine Frau und Schwester Ward mit den Mädchen und Frauen ähnliche Künste trieben. Und am Nachmittag kam die ganze Schar noch einmal zusammen. Da stand eine hochaufgerichtete Stange im Mittelpunkt der festlichen Unterhaltung. An deren Spitze hatte man Glasperlen, Taschenmesser, Stückchen Tabak und ähnliche verlockende Schätze befestigt. Und nun begannen die Knaben und Männer

ihre Versuche im Klettern, um doch wenigstens eines oder das andere dieser geschätzten Dinge als Belohnung davonzutragen. Damit aber die Geschicklichkeit recht erprobt und der Preis nicht zu mühelos erworben würde, war die ganze lange Stange hübsch mit Seife eingefettet und glatt gemacht. Da rutschte dann manch einer aus halber Höhe wieder zur Erde hinab und mußte sich mit den Tantalusqualen begnügen, all die begehrenswerten Gegenstände etwas näher gesehen zu haben, ihren Besitz aber mußte er seinen geschickteren Kameraden überlassen. Das gab große Belustigung.

Daß Bruder Hey aber wohl verstand, den Heiden auch die tiefste Bedeutung des Festes klar zu machen, zeigt die Tatsache, daß wenige Tage hinterher, zu Anfang des neuen Jahres, die zwei ersten Schwarzen kamen und um die Taufe baten. O welche Freude durchzog da das Herz des Missionars! Und wirklich, am 18. Oktober des Jahres 1896 durfte er Jimmy und Sarah in den Tod Jesu taufen! Möchte auch das diesjährige Fest viele solche Folgen aufzuweisen haben!

Arten von Leuten, denen, die noch am heidnischen Aberglauben hängen, und denen, die den Herrn Jesum als ihren Heiland kennen, gibt es viel Neid und Mißgunst. Das hat in den letzten Jahren sogar zu blutigen Fehden, ja zu Metzeleien geführt. Die Mohammedaner töteten viele Armenier. Darunter auch manchen Vater und Mutter armer Kinder, die dann als Waisen zurückblieben. Dieser haben sich christliche Missionsarbeiter, Männer und Frauen, angenommen. Sie haben sie in Waisenhäuser gesammelt, um ihnen da Schutz und christliche Erziehung zu bieten. Da führen sie nun ein glückliches Dasein, sind zufrieden

Lager der Eingeborenen in Australien.

Weihnachten in Armenien.

Wir wollen auch einmal in Armenien besuchen. Ihr wißt, wo das liegt. Weitab, hinter der Türkei. Ja das ganze Kleinasien, also auch Armenien, steht unter Oberherrschaft der Türken. Es wohnen daher dort viele Mohammedaner. Unter den Armeniern aber finden sich auch Christen. Zwischen diesen beiden und vergnügt und feiern auch fröhliche Weihnachten. Davon wollen wir etwas hören. Und dabei freuen wir uns dessen, daß nach all dem Krieg und Ungemach, das die Kinder früher durchlebt haben, an diesen Stätten sich an ihnen die Weihnachtsbotschaft erfüllt: Friede auf Erden! Möchten sie diesen Frieden, den uns der Heiland erworben hat, mit durch das Leben nehmen und bewahren!

1. Das Weihnachtsfest in der Hängematte.

Das Weihnachtsfest nahte, und auch in den armenischen Waisenhäusern erklangen schon all die schönen Weihnachtslieder, freilich ins Armenische oder Türkische übersetzt.

Aber die Kinder in Hadjin wollten doch auch so gern zum Weihnachtsfest dem lieben Heiland etwas schenken, und so besprachen sie sich lange und eifrig miteinander.

Dann gingen zwei größere zur Waisenhausmutter und sagten: „Liebe mairik, bitte erlaube uns doch, daß wir jetzt bloß trocken Brot essen; und weißt du, zu Weihnachten schicken uns doch oft unsre lieben Pflegeeltern in Deutschland Geld, dürfen wir es nicht alles dir geben, damit dann davon noch ein Waisenkind versorgt werden kann?" Und mairik erlaubte es.

So wie diesmal hatten sich die Kinder wohl noch nie auf Weihnachten gefreut, sie konnten den Tag kaum erwarten. Aber schließlich war er da. Die Tür öffnete sich, und der leuchtende Christbaum strahlte ihnen entgegen. In einer Hängematte aber lag ein kleines, blasses Mädchen, es war heute erst aufgenommen, sah sich mit großen erstaunten Augen um und wagte sich kaum zu rühren in dem schönen neuen Kleidchen.

Das war das schönste Weihnachtsgeschenk, und alle drängten sich heran, um es zu streicheln und zu liebkosen.

Da kam noch eine Ueberraschung. „Kinder," sagte die liebe mairik, „es ist eine Kiste aus Deutschland angekommen, und nun bekommt jedes von Euch noch ein kleines Extra-Geschenk."

Ich glaube, diese lieben Waisenkinder haben sich mehr gefreut über ihre kleinen, bunten Bildchen und Feigen, als manches reiche Kind in Deutschland über einen ganzen Haufen von Spielsachen und Bilderbüchern, denn „Geben ist seliger als Nehmen."

2. Fröhliche Weihnacht.

Eine deutsche Waisenhausmutter erzählt in einem Brief folgendes:

Als ich am Tage vor unserm deutschen Weihnachtsfest aus meinem Zimmer auf den Flur trat, sah ich dort bei einer Erhöhung an der Treppe einen 10jährigen Jungen stehen, der andächtig sein kleines Weihnachtsbäumchen betrachtete. Er hatte es sich ganz allein gemacht aus dem Abfall der großen Weihnachtsbäume, die man im Hof für die verschiedenen Waisenhäuser zurechtgemacht hatte und deren Zweige von Wachholdersträuchern stammten, da es hier keine Tannen gibt. Das zierliche Christbäumchen war etwa 15—20 cm hoch, die kleinen Zweige künstlich hineingebohrt und angebunden, und an weißen Fäden hatte der Kleine weiße, rote, grüne und schwarze Knöpfe angehängt. Auf die Zweige hatte er kleine Wattetupfchen gelegt, und das Ganze stand in einer abgebrochenen Blumenvase. Was tat ich? Ich kehrte um und holte dem kleinen Jakob einige Bildchen und Zuckerringe, die ich zufällig hatte als Rest von dem Schmuck unseres großen Baumes. Wie da die schwarzen Augen erst strahlten!

Im Wohnzimmer fand ich ebenfalls eine ganze Schar Knaben auf der Erde hockend, um das Mangal (Kohlenbecken) herum. In der Mitte saßen zwei kleine Künstler, die eifrigst einen Lichterbaum fabrizierten, der aber größer wurde denn der vorige, vielleicht $^1/_2$—$^3/_4$ m hoch. Sie hatten sich einen dicken Stock verschafft und borten nun lustig Löcher hinein für die Zweige. Sehen und Nachahmen ist nämlich für die Armenier ein Ding. Sie hatten nämlich am

Tibetische Frauen (Himalaya).

Tage zuvor gesehen, wie ein Schreinerlehrling unter Br. Jungs Anleitung die großen Bäume machte, und nun war bald in jedem Zimmer der Knaben eine Lichterbaum-Fabrikation. Sogar die Lichter machten sie selber; leider verpaßte ich die Zeit, es mit eignen Augen zu sehen. Dieser Baum bekam nun aber auch einen festen soliden Fuß. Nach einigen Tagen sah ich den Baum wieder, der nun aber reich behängt war, mit Bildern, die sie hier und da von den Pflegeeltern in Deutschland bekommen hatten, mit Nüssen usw. Auf die Stachel des Wachholders hatten sie Rosinen gesteckt, die hier Chamit genannt und ungefähr alle 8 Tage zum Mittagbrot gereicht werden, sie essen sie mit Vorliebe, hatten sie nun aber für den Baum aufbewahrt.

Da wir aber erst am 10. Dezember anfingen zu heizen, war es einem gar nicht, als ob Weihnachten so nahe wäre, aber nun, da man überall auf kleine Bäumchen stieß, kam die Weihnachtsstimmung mit Macht. Und dann überall die leuchtenden, schwarzen Kinderaugen, die von geheimnisvollen Dingen redeten! Zwischen unserem und dem armenischen Weihnachtsfest am 19. Januar fingen die einzelnen Kinderfamilien an, uns einzuladen. Sie hatten dazu ihre Zimmer ausgeschmückt mit Bildern, Papier-Guirlanden, selbstgemachten Papierlaternen und Lichtchen usw., natürlich auf dem Tisch das mühsam fabrizierte Bäumchen. Dann hatten sie aber auch Gedichte und Lieder gelernt, letztere zum Teil mit den schwermütigen Melodien, wozu man sich am besten etwas Watte in die Ohren steckte, da sie meistens 6- oder 7stimmig waren. Zum Schluß wurden wir dann noch bewirtet, mit Chamit, Bonbons und Apfelsinen. Die einzelnen Schüsselchen waren sehr fein verziert und wurden auf einem Tablet serviert von einem der Knaben, der sich dazu extra aus der Küche eine nicht gerade besonders saubere Schürze geholt hatte. Es war sehr schön zu sehen, wie die Knaben, so gar keine Scheu kennend, die Sachen so urnatürlich machten. Man sah, sie gaben ihr Bestes; möchten sie auch so gegenüber ihrem Heiland sein, offen und natürlich.

Vöglein ohne Nest.

Sehnsucht.

Aus dem jugendlichen Leserkreis.

Droben, droben möcht ich weilen,
Droben über jenen Höhn;
Fort von hinnen möcht ich eilen,
Möcht so gern zum Vater gehn.

Möcht so gerne los und ledig
Von dem Sündenstaube sein,
Möcht so gerne frei und fröhlich
Gehen in den Himmel ein.

Möcht so gerne von hier fliehen
Zu dem milden guten Hirt,
Möcht so gerne dorthin ziehen,
Wo das Leid geendet wird.

Doch einstweilen muß ich harren,
Muß mich still ergeben drein,
Bis ich einstens werd erfahren,
Was der Glaub für Frucht bringt ein.

E. Handrick.

Biblisches Silbenrätsel.

Auf wunderbarem Wege langte
Eins-Zwei an jenem Orte an,
Wohin zu geh'n ihm anfangs bangte:
Er wollt' entfliehn in seinen Wahn.
Doch eigne Kraft kann nicht bestehen,
Und Gottes Wille muß geschehen.

Zwei-Drei! auch der Propheten Einer
Zum Landesfürsten ward gesandt.
Er sprach: in heil'gem Ernst erschein' er
Als Strafender, denn Gottes Hand
Bestraft die Sünde, die begangen
Oft schwer; doch kann man Gnad' erlangen.

Besagter Büßer durft' vor Jahren,
Eh' er den Herrscherthron betrat,
Die Gunst des Bündnisses erfahren,
Das Freund mit Freund vereinigt hat.
Wie hieß der treue Bundsverwandte?
Nun: „Eins-Zwei-Drei!" so man ihn nannte.

C. Th. D.

Auflösungen der Rätsel.

Nr. 2: Roosevelt. Nr. 3: Trankebar. Nr. 7: Sevilla. Borste, Bürste. Hirschberg. Nr. 10: Schule. Nr. 12: Jonatan.

Die Leser unseres Missionsblattes seien heut wieder einmal herzlich gebeten, uns bei Verbreitung von „Aus Nord und Süd" zu helfen. Die langen Winterabende laden zum Lesen ein. Probenummern zum Werben neuer Abnehmer liegen den meisten Sendungen bei und sind jederzeit zu haben bei der

Missionsbuchhandlung in Herrnhut.

Auch machen wir auf die **Einbanddecken** für den ganzen Jahrgang „Aus Nord und Süd" aufmerksam, die für 25 Pf. das Stück zu beziehen sind von der

Missionsbuchhandlung in Herrnhut.

Fröhliche Weihnachten!

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.